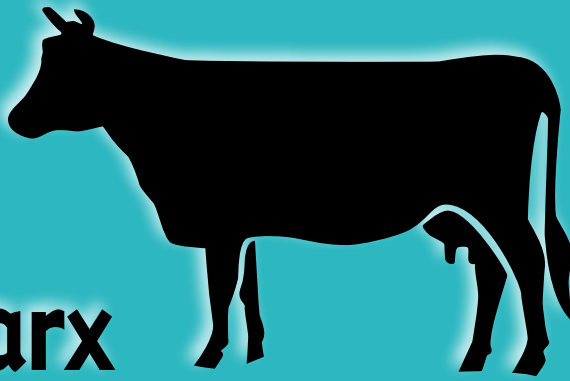


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 44
Juni 2014



*Nächstenliebe hautnah –
10 Jahre Freiwilligendienst in Russland*

Liebe Leserinnen und Leser!

was wäre „Eine Kuh für Marx“ ohne die vielen Menschen, die die Russlandhilfe des Bistums Osnabrück unterstützen und tragen – sei es im Gebet, durch finanzielle Hilfe oder durch ehrenamtliches Engagement?

Diese Kuh-Ausgabe widmet sich in erster Linie unseren 44 jungen Freiwilligen, die in den letzten 10 Jahren im Rahmen des Projektes „Freiwillige Dienste im Ausland/ FDA“ des Bistums Osnabrück für jeweils ein Jahr ihren Dienst in Russland geleistet haben.

Das FDA-Projekt des Bistums Osnabrück (siehe Seite 8) öffnet jungen Menschen neue Lebenswelten. Sie teilen ein ganzes Jahr ihres Lebens mit Menschen eines anderen Kulturkreises. Ein besonderer Schwerpunkt ist das Zusammenleben im kirchlichen Kontext und die Arbeit mit bedürftigen Menschen.

Für unsere Russlandhilfe ist dies ein wichtiger Baustein unserer partnerschaftlichen Arbeit. Ich bin dankbar und froh für den Mut, die Begeisterungsfähigkeit und Willenskraft, die unsere Freiwilligen in ihrem Einsatzjahr gezeigt haben. Acht von ihnen haben sich für diese KUH-Ausgabe noch einmal Gedanken über ihr Jahr gemacht, geben uns mit ihrem ganz persönlichen Blick Eindrücke ihres Jahres wieder und schildern uns auch, welche Nachwirkungen

solch ein Jahr für sie hatte. Mich haben diese Schilderungen sehr bewegt und beeindruckt.

Für die Projekte von „Eine Kuh für Marx“ ist der Einsatz unserer Freiwilligen ein Segen. Mit hohem Engagement kümmern sie sich um schwangere Frauen und junge Mütter, um Kleinkinder, Schulkinder, Jugendliche, Menschen mit Behinderungen, bedürftige Erwachsene, Pflegebedürftige, Obdachlose, Kranke und Strafgefangene. Dabei kommen unsere Freiwilligen an ihre eigenen Grenzen. Nicht immer ist es leicht, ein Jahr in der Fremde und dann unter besonderen Bedingungen eines sozialen Dienstes durchzustehen. Mit einer guten Vorbereitung und einer intensiven Begleitung durch uns und unsere Partner vor Ort meistern unsere Freiwilligen ihren Dienst und stellen ihre Kraft meist auch noch lange danach weiterhin zur Verfügung.

Freuen Sie sich auf eine Kuh-Ausgabe, in der die Begeisterung zu spüren ist, mit der unsere Freiwilligen in Russland gelebt haben und mit den Menschen und dem Land liebevoll in Verbindung geblieben sind.

Seit 2007 ist es auch für ausländische Freiwillige möglich, ein Freiwilliges Soziales Jahr im Bistum Osnabrück zu absolvieren. Mit Natalia Diakova aus St. Petersburg und



Foto: Jannis Steffan.

Galina Schultz aus Orsk sind zwei Freiwillige in diesem Jahr aus Russland bei uns. In Osnabrück und Umgebung absolvieren sie ihren Dienst in Behinderteneinrichtungen der Heilpädagogischen Hilfe. Wir sind sehr froh, nicht nur Freiwillige ins Ausland auszusenden, sondern seit einigen Jahren auch Freiwillige in unserem Bistum willkommen zu heißen.

Allen jungen Freiwilligen, die ihren Freiwilligendienst bisher abgeleistet haben, danke ich sehr herzlich.

Ihr Ottmar Steffan

Editorial	3
10 Jahre Freiwilligendienst in Russland	
Freiwillig nach Russland.....	5
Freiwillig nach Russland - Erlebnisse, Begegnungen, Emotionen	
Ich bin dann mal weg – auf nach Russland	9
Arbeiten im städtischen Krankenhaus Nr. 9.....	11
Hilfe zum blanken Überleben.....	14
5.685 Kilometer ostwärts gen sibirische Tundra – bis zur Kindheit und zurück.....	18
<i>Einmal Russland und zurück</i>	22
Ich wollte doch gar nicht nach Russland!.....	28
„Warte auf mich“ oder eine Reise in die Vergangenheit.....	31
Eine große Familie, in die die Freiwilligen mit der Zeit hineinwachsen.....	33
Ich bin sehr froh, hier gelandet zu sein!.....	36
Das Kreuz der Kinder	38
Spendenstatistik	
Über 700.000 Euro in 2013 für Projekte in Russland	39
Katholisches Gymnasium in Tomsk	
Das katholische Gymnasium in Tomsk ist für 12 Jahre staatlich akkreditiert.....	41
Notfallhilfe in Sibirien - ein Beispiel	
Ohne Heizmaterial im sibirischen Winter – Wie geht das?.....	43
Kurznachrichten	
Augenblick mal	45
Impressum -Spendenformular	
Wir über uns.....	46



Miteinander verbunden – das Programm Freiwillige Dienste im Ausland (FDA) verbindet unseren Freiwilligen miteinander über Kontinente hinweg. Foto: Ottmar Steffan.

Freiwillig nach Russland

44 junge Menschen aus dem Bistum Osnabrück haben in den letzten 10 Jahren ein Jahr lang in Russland gelebt und gearbeitet

von Ottmar Steffan

Im Jahr 2000 begann das Bistum Osnabrück mit 11 Freiwilligen sein Programm Freiwillige Dienste im Ausland (FDA). Seit den Anfängen ist dieses Programm gewachsen und hat sich ständig weiterentwickelt.

Heute reisen jährlich etwa 30 junge Freiwillige in alle Welt, darunter auch nach Russland. Rund 300 Freiwillige

sind seit 2000 ausgereist, davon 44 nach Russland.

Bischof Dr. Franz Josef Bode lässt es sich nicht nehmen, so oft es geht die jungen Leute, die sich ein Jahr auf ihren Freiwilligendienst im Ausland beim Bistum Osnabrück vorbereitet haben, in den Sendungsgottesdiensten vor ihrer Ausreise zu segnen und auf den Weg zu schicken. Er formuliert seine

Verbundenheit mit diesem außergewöhnlichen Programm des Bistums so: „Tief beeindruckt bin ich immer wieder von der Bereitschaft der jungen Leute, sich einzulassen auf das Neue und Fremde, von ihrer Bereitschaft, mit den Menschen in ihren Einsatzorten und Ländern das Leben zu teilen und damit auch manche Mühsal, Entsagung und Krise. Ich konnte er-

fahren, welche persönlichen Reifungsprozesse und auch welches religiöse Wachstum bei vielen von ihnen stattgefunden haben. Ihr Engagement nach ihrer Rückkehr wird unsere deutsche Kirche beeinflussen und verändern, wird sich auswirken auf unsere Gesellschaft hier und auf deren Verantwortung für die Eine Welt... Sie selbst bringen ihren Einsatz und ihre Erfahrungen nicht nur hier im Bistum Osnabrück in verschiedenster Weise ein, sondern überall da, wo sie in Zukunft leben und arbeiten: in ihren Familien, ihrem Arbeitsfeld, im gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext.“

Osnabrücker Bischof im Sommer in Russland

Bischof Bode ist es ernst mit seinen Worten. In vielen Gesprächen ist er den Freiwilligen nach ihrer Rückkehr wieder begegnet. Im Frühjahr dieses Jahres hat er Freiwillige aus unserem Bistum in Indien besucht. Im Sommer wird er, auf Einladung unseres Partnerbischofs Clemens Pickel, zum ersten Mal nach Russland reisen und dort auch unseren Freiwilligen Jonas Kersting in Wolgograd besuchen.

Wir, die Teamer des FDA-Programms, sprechen gewöhnlich von unserer „FDA-Familie“ wenn wir von den 300 Freiwilligen sprechen, die dieses Programm in den letzten 14 Jahren durchlaufen haben. Wer wie wir die jungen Menschen fast ein Jahr vorbereitet und ihren Dienst ein Jahr begleitet hat, baut eine sehr enge Bindung zu ihnen auf. So ist es nicht verwunderlich, dass viele Freiwillige

auch nach ihrer Rückkehr dem FDA und uns Teamern verbunden bleiben, an den Ehemaligen-Treffen und weiteren Veranstaltungen teilnehmen und jetzt sogar einen Ehemaligen-Verein gegründet haben.

Schon früh hat das Bistum Osnabrück jungen Menschen für die Zeit nach Schule, Studium oder Berufsausbildung den Freiwilligendienst im Ausland angeboten. Viele von ihnen sind auf der Suche nach Orientierung für ihren Lebensweg, gleichzeitig aber hochmotiviert zu lernen und zu helfen und sich gesellschaftlich, entwicklungspolitisch und kirchlich zu engagieren. Für diese jungen Leute wurde das FDA vom Bistum Osnabrück geschaffen. Bereits seit 10 Jahren ist dies an unterschiedlichen Stellen auch in Russland möglich. Im aktuellen Jahrgang 2013/2014 arbeiten sechs von den 28 Ausgereisten in Russland. Es sind Vivien Cäsar aus Meppen und Salomé Hertle aus Belm in St. Petersburg, Jonas Kersting aus Osnabrück in Wolgograd, Frederike Dellwisch aus Aurich in Tscheljabinsk, Johannes Hollenhorst aus Telgte in Omsk und Lena Rehaag aus Hamburg in Novosibirsk.

Das Auswahlverfahren

Ein Jahr vor ihrer Ausreise lernen wir die Bewerber bei einem Schnupperwochenende kennen. Die Kandidaten müssen sich anschließend für ein Auswahlwochenende bewerben. Im November eines jeden Vorjahres ist die Entscheidung für den neuen FDA-Jahrgang gefallen. Jeweils Anfang Dezember teilen

wir der Gruppe mit, in welches Land und zu welcher Freiwilligenstelle die einzelnen Teilnehmer ausreisen werden. Danach beginnt im Rahmen von Seminaren eine intensive Vorbereitung auf die Ausreise.

Clemens Pickel, unser Partnerbischof im Bistum St. Clemens, Saratow/Russland, der von Anfang an unseren Freiwilligendienst begleitet hat, formuliert es in einem Brief an unsere Freiwilligen so: „Jeder und jede einzelne muss gut vorbereitet sein auf die Situation in Russland. Hier ist es doch „ein bisschen“ anders als im deutschen Umfeld. Sprache, Essen, Leute, Behörden, Straßen... Jeder kann da wohl seine eigene Litanei von Ungewöhnlichkeiten aufzählen, die besonders am Anfang ins Auge fallen... Denen, die ihren Freiwilligendienst in Russland schon hinter sich haben, möchte ich danken... Eine besondere Freude ist es für mich jedes Mal, wenn ich später höre, dass ihr auf irgendeiner Weise an Russland hängen geblieben seid... Mögen euch die Erfahrungen aus Russland helfen, euren weiteren Weg zu finden und zu gehen... Wahre Freundschaft ist nie zeitlich begrenzt.“

Keiner, der nicht ein solches Jahr durchlebt hat, kann nachvollziehen, wie stark die emotionalen Schwankungen durch die Herausforderungen des neuen Alltags die jungen Leute fordern. Viele von ihnen erleben neben Phasen großer Euphorie auch Phasen von Niedergeschlagenheit und haben auch Zweifel daran, das Jahr durchzustehen. Nicht immer gelingt dies ohne weiteres und es bedarf



Die Russlandfreiwilligen des FDA-Jahrgangs 2011/2012 auf dem Weg zum Zwischenseminar nach Dedowsk bei Moskau.
Foto: privat.

einer großen Kraftanstrengung, um sich aus so manchem Tal wieder emporzuarbeiten.

Christine Kaier, die ihren Dienst 2012/2013 in Novosibirsk abgeleistet hat, schildert das folgendermaßen: „Jedoch fällt mir der Abschied von der Caritas in Novosibirsk unglaublich schwer. Ich fühle mich schon so, als ob ich dazugehöre. Das ist auch das, was ich von vielen höre: „Du kannst doch jetzt nicht weg, du gehörst doch dazu.“ Doch so sehr ich auch meine Arbeit und die Menschen hier liebe, merke ich, dass es Zeit ist für mich, nach Hause zu fahren. Mir ist besonders im Ju-

ni aufgefallen, dass mich dieses Jahr unglaublich viel Kraft gekostet hat und ich langsam nicht mehr kann.“

Mit so wenig so glücklich

In dieser Ausgabe von „Eine Kuh für Marx“ möchten wir viele Freiwillige, die ihren FDA-Dienst in Russland geleistet haben, zu Wort kommen lassen. Sie können mit ihren Erlebnisberichten am besten beschreiben, was ein solcher Dienst für sie bedeutet. Als Einstieg in ihre Texte möchte ich aus dem Rückkehrer-Bericht von Alexander Hüser zitieren: „Mein Jahr in Wolgograd ist zu

Ende und ich weiß, dass es für mich sicherlich eines der wichtigsten Jahre meines Lebens war... Die letzten Monate meines Auslandsjahres waren die schönsten überhaupt... Durch die Arbeit mit Kindern aus sozial schwachen Familien bin ich vielleicht empathischer geworden, habe die wichtige Erfahrung gemacht, dass jede Verhaltensweise ihre Gründe hat und man deshalb nie einen Menschen beurteilen darf, ohne ihn wirklich gut zu kennen... Ich habe in Wolgograd vieles erreicht und dabei doch in ziemlicher Einfachheit gelebt. Es ist ein befreiende Gefühls, so einfach glücklich zu werden.“

Freiwillige Dienste im Ausland (FDA) im Bistum Osnabrück:

„Junge Menschen sind zum einen auf der Suche nach Orientierung für ihren Lebensweg, gleichzeitig aber oft hochmotiviert zu lernen und zu helfen. Viele dieser jungen Leute möchten sich gesellschaftlich, entwicklungspolitisch und kirchlich engagieren. Sie sind bereit, für einen Freiwilligendienst ins Ausland zu gehen, möchten dort Menschen anderer Kulturen begegnen und sie verstehen lernen, möchten dabei oft auch ihren Glauben vertiefen, eine andere Ortskirche kennenlernen und mit ihr leben. Sie möchten in einem entwicklungspolitischen, sozialen oder pastoralen Projekt helfen oder mitarbeiten so gut sie können.“

Diese Zeilen stammen aus dem pädagogischen Rahmenkonzept für das FDA im Bistum Osnabrück. 1999 beschloss das Bistum Osnabrück, Stellen für den Freiwilligeneinsatz junger Menschen für Dienste im Ausland zu fördern und einzurichten. Ein Team „Freiwillige Dienste im Ausland/ FDA“ begann auf dieser Grundlage seinen Dienst und startete das Programm 1999 mit einem Freiwilligen, der nach Ghana ausreiste. Der Jahrgang 2000/2001 bestand schon aus 11 jungen Freiwilligen mit den Ausreiseländern Belgien, Brasilien, Ghana, Israel, Peru, Senegal, Spanien und Tansania. Der Jahrgang 2003/2004 bestand schließlich aus 18 Freiwilligen. Darunter die ersten beiden jungen Leute, die nach Russland ausreisten.

Ein breites Spektrum von Einsatzstellen und Einsatzländern kennzeichnete von Anfang an das FDA-Programm im Bistum Osnabrück. So finden sich entwicklungspolitische Einsatzstellen, soziale Dienste, Gesundheitsprojekte und Bildungsprojekte in Übersee und in Russland. Rund 300 junge Erwachsene sind seit Beginn des FDA-Programms weltweit ausgereist. 44 von ihnen waren in Russland. Das komplette Freiwilligenprogramm des Bistums Osnabrück finden Sie unter: www.alltagshelden-gesucht.de





Familientour im Ural – Judith (rechts) freut sich über den Besuch ihres Vaters und ihrer Schwester während ihres Freiwilligenjahres in Tscheljabinsk. Foto: privat.

Ich bin dann mal weg – auf nach Russland

Judith Trame schildert die Reaktionen von Familie und Freunden, als sie verkündete, ein Jahr nach Tscheljabinsk zu gehen.

von Judith Trame

Ich kann mich noch ziemlich gut daran erinnern, wie meine Familie reagierte, als ich ihnen mitteilte, dass ich für ein Jahr nach Russland gehen würde.

Mein Vater hat damals, im Dezember 2008, für mich am überraschendsten reagiert: nämlich erst einmal gar nicht. Schweigend nahm er die Information zur Kenntnis und redete den ganzen Tag über nicht mehr mit mir. Ich weiß noch genau, dass ich erwartete,

te, dass sich alle für mich freuen. Mit Schweigen habe ich am wenigsten gerechnet. Als ich Papa darauf ansprach, was los sei und dass ich seine Reaktion unfair fände, erklärte er mir sein Verhalten und machte mir etwas deutlich, was mir bis dahin noch nicht bewusst war und ihm vielleicht auch noch nicht.

Seine Reaktion hing damit zusammen, dass es ausgerechnet Russland sein sollte. Mit dem größten Land der Erde verband

Papa bis dahin viel Negatives. Mein Opa war im zweiten Weltkrieg in Russland auf dem Feldzug. Kurz vor der Niederlage in Wolgograd (ehemals Stalingrad) wurde er aufgrund einer Verletzung zurück nach Hause geschickt. Papas Onkel, den er selbst nie kennengelernt hat, fiel im zweiten Weltkrieg in der Nähe von Taganrog. Die Erzählungen seiner Eltern und Tanten über die Geschehnisse des Krieges prägten sein Bild von Russland. Unbewusst baute sich so

über Jahre hinweg eine ablehnende Haltung gegen das Land auf, obwohl er nie persönlich schlechte Erfahrungen gemacht hat.

Meine drei Großtanten, die teilweise noch beide Weltkriege erlebt haben und sich bis ins hohe Alter erstaunlich gut an die Geschehnisse der Kriege erinnern konnten, prägten das Generationengedächtnis unserer Familie. Sie erzählten viel davon, wie es im Krieg zuging, während mein Opa meinem Vater gegenüber die Geschehnisse aus dem Krieg nicht mehr oft erwähnte. Auch ich kann mich noch daran erinnern, wie mir meine Großtante früher erzählte, dass in den Jahren 1945/46 vereinzelte Gruppen von versprengten russischen Soldaten auf der Suche nach Wertvollem und Essbarem gerade Bauernhöfe – und da wir auf einem Hof leben also auch unser Zuhause – und die Frauen überfallen haben.

Ressentiments weichen positiven Erfahrungen

Als dann in den 50er bis in die 80er Jahre in Deutschland eine angespannte Lage aufgrund des Kalten Krieges herrschte, wurde „der Russe“ hier im Westen als potentielle Bedrohung empfunden. Auch die Ausbildung meines Vaters im Wehrdienst war daraufhin ausgerichtet, dass die Bedrohung aufgrund der atomaren Aufrüstung aus dem Osten kommt.

All diese Faktoren und vielleicht noch weitere trugen dazu bei, dass Papa es nicht gut fand,

dass ich für ein Jahr nach Russland gehen wollte.

Ich glaube, dass die Reaktion meines Vaters nicht untypisch ist, zumindest für die direkte Nachkriegsgeneration auf dem Land.

Durch mein Vorhaben wurden meiner Familie diese Gefühle und Erinnerungen bewusst. Auch meine Mutter überlegte auf einmal, warum ihr Vater früher oft sagte: „Komm mir nicht mit den Russen“. Nach unserer Aussprache wurde ich von meiner Familie in meinem Vorhaben, nach Russland zu gehen, unterstützt.

Mir persönlich war es sehr wichtig, dass meine Familie meinen Einsatzort in Tscheljabinsk kennenlernt und auch meine russischen Kollegen wollten unbedingt meine Familie kennenlernen. Also wollte ich gerne, dass sie mich besuchen kommen.

FDA ein wichtiger Beitrag zur Völkerverständigung

Nach einiger Überzeugungsarbeit flogen mein Vater und meine Schwester zum Ende meines Freiwilligendienstes für zwei Wochen zu mir nach Russland. Fünf Tage verbrachten wir zusammen mit den Kindern des Kinderklubs aus Tscheljabinsk in Arkaim, einer der wenigen archäologischen Ausgrabungsstätten Russlands im Süden des Landes. Wir waren natürlich auch ein paar Tage in Tscheljabinsk und dem Ural unterwegs. Auch Sankt Petersburg haben wir zusammen besucht.

Wenn die Distanz dem Interesse weicht

Die distanzierte Haltung meines Vaters gegenüber Russland ist einem großen Interesse gewichen. Natürlich hat mein Vater nicht vergessen, was ihm über Jahrzehnte lang erzählt wurde. Mein Freiwilligendienst in Russland hat ihn dazu angehalten, sich mit den Einstellungen, die aus dem Generationengedächtnis über Jahrzehnte entstanden sind, auseinanderzusetzen und diese zu hinterfragen. Heute spricht er gerne über Russland und darüber, es nochmal zu bereisen.

Mein Vater und meine Schwester konnten sich während ihres Besuchs einen eigenen Eindruck von Russland verschaffen, welcher sie nachhaltig prägt. Offen über die Vergangenheit zu reden, neue Erfahrungen zu machen, Einstellungen zu revidieren und Russland von einer ganz anderen Seite kennenzulernen, ist durch mein FDA-Jahr nicht nur mir, sondern auch meinem ganzen Umfeld gelungen.

Wenn der Freiwilligendienst also nicht nur für die Freiwilligen Erfahrungen bringt, sondern auch noch in ihrer Umgebung ein kleines Schneeballsystem mit Information entsteht, trägt das FDA-Programm zur Völkerverständigung auf beiden Seiten bei. Das ist meiner Meinung nach eine der wertvollsten Beiträge, die ein Freiwilligendienst im Ausland leisten kann.



Sweta lebt auf, wenn Maike (zur Pflege) kommt. Foto: Brigitte Lehnhoff.

Arbeiten im städtischen Krankenhaus Nr. 9

Maike Carstensen war ein Jahr in Sibirien. Neben der Arbeit im Kinderzentrum hinterließ die Begegnung mit zwei Frauen auf der Obdachlosenstation in einem städtischen Krankenhaus in Omsk bleibende Eindrücke.

von Maike Carstensen

So richtig eine Vorstellung von dem, was mich in meinem Jahr in Russland erwartet, hatte ich vor meiner Ausreise nicht. Dass ich im Kinderclub mit den Kindern spielen würde, konnte ich mir noch vorstellen, von allem anderen habe ich mir dann erst vor Ort ein Bild machen können. Das Bild, das mir auch heute immer noch sehr präsent ist, und das auch über das Jahr

immer eine besondere Bedeutung hatte, ist das von Sweta und Katja, zweier Patientinnen auf der Station für Obdachlose in einem städtischen Krankenhaus in Omsk.

Schon in der zweiten Woche meines Freiwilligendienstes in der Omsker Caritas bin ich mit Schwester Antonia und Sergej, die beide in der Caritas Omsk arbeiten, ins städtische Krankenhaus Nr. 9 gefahren. Dort

sollten wir uns um die Pflege von Obdachlosen kümmern, soweit ich das mit meinem noch sehr schlechten Russisch verstand. Wir kamen an einem Gebäude an, das in einem sehr schlechten Zustand war. Wir parkten das Auto und Schwester Antonia sagte mir, dass ich gleich, wenn wir drinnen seien, mich erst einmal umschauchen sollte. Ich sollte mich melden, wenn ich soweit sei, um mitzu-

helfen. Als wir das Krankenhaus betraten, war ich schockiert. Klar, dass es nicht so aussehen würde wie in Deutschland, das hatte ich mir gedacht. Aber solch ein schreckliches Bild hätte ich auch nicht erwartet: Ein Mann robbte mit amputierten Beinen auf dem Boden. Das Zimmer der Frauen, das wir betraten, war in einem unglaublich schlechten Zustand. Die meisten Patienten vegetierten förmlich vor sich hin.

Als Obdachloser krank in Russland

Unsere Aufgabe an meinem ersten Tag sollte es nun sein, Patientinnen aus dem Bett auf einen Rollstuhl umzulagern und sie dann in der einzigen Badewanne dieses Flures zu waschen.

Ich hatte vorher zwar einige Male meiner Oma beim Anziehen ihrer Stützstrümpfe geholfen, auch Kinder habe ich schon gewickelt und gebadet, aber erwachsene Menschen zu pflegen, war für mich ganz neu.

Schwester Antonia hatte ja gesagt, ich solle es ruhig angehen lassen und mich erst mal an die Situation gewöhnen. Als wir dann zu dritt im Badezimmer waren und Schwester Antonia und Sergej die Frau auf den Sitz in die Badewanne gehoben hatten, war dann doch alles ganz anders: Sergej drückte mir den Waschlappen in die Hand und sagte. „So, jetzt mach du mal.“ Es war schon irgendwie befremdlich für mich, aber egal, das sollte ich doch hinbekommen – und recht schnell habe ich meine anfänglichen Berührungängste abbauen können. Ich habe gemerkt, wie wichtig

diese Arbeit ist. Die Dankbarkeit einiger Patienten war so viel wert, eine Dankbarkeit für Tätigkeiten, die für mich so selbstverständlich waren.

Wir sind in meinem Freiwilligenjahr fast jeden Freitag ins Krankenhaus gefahren. Wir haben die Patienten gewaschen, die Windeln gewechselt, haben Nagelpflege betrieben, die Betten neu bezogen, Essen angebracht und waren vor Ort, um den Menschen zuzuhören. Der Zustand des Krankenhauses und der Patienten war eigentlich das ganze Jahr über gleich schlimm, aber so richtig gesehen habe ich es irgendwann nicht mehr, irgendwie wurde es alltäglich für mich.

Schwer für mich auszuhalten war der medizinische Zustand der Patienten. So hatten viele neben ihren gelähmten, auch steife Gliedmaßen. Diese waren nicht aus medizinischen Gründen unbeweglich. Sie sind durch ein zu langes Nichtbenutzen und durch fehlende Bewegung so geworden. Schwester Antonia hat immer wieder versucht, bei einigen Patienten kleine Übungen mit den noch einigermaßen beweglichen Händen zu machen. Doch fünf Minuten einmal in der Woche sind leider viel zu wenig und nur eine kleine Hilfe. Die Patienten mit amputierten Gliedmaßen haben keinerlei Hilfsmittel, außer einige Rollstühle, die mithilfe von Caritas-Spenden organisiert wurden.

Schwester Elisabeth Jakubowitz, die damalige Diözesancaritasdirektorin, hatte mir die Hintergründe zu der Situation der Obdachlosen erklärt. Die

meisten Patienten haben vorher auf der Straße gelebt und wurden mit einem Schlaganfall oder erfrorenen Gliedmaßen, die dann amputiert wurden, ins Krankenhaus eingeliefert. Eine kostenlose medizinische Versorgung ist im russischen Gesundheitssystem für jeden vorgesehen. Das klingt gut, beinhaltet aber wirklich nur die allernotwendigste Versorgung. Schwester Elisabeth erzählte, dass auch früher schon die Obdachlosen behandelt wurden, dann aber meistens weit entfernt von der Stadt wieder ausgesetzt worden sind.

Schritte auf dem Weg zu einem menschlicheren Umgang

Auf Initiative der Caritas und der baptistischen Gemeinde vor Ort wurde dann vor vier Jahren diese Station eingerichtet und so wird die grundlegende medizinische Versorgung durch die Stadt, alles was darüber hinausgeht, durch die Ehrenamtlichen der Caritas und der Baptisten geleistet. Und das ist echt einiges.

Ich habe auch erfahren, dass der Beruf der Krankenschwester und der Pflegebegriff in Russland nicht mit dem zu vergleichen ist, wie er hier in Deutschland definiert wird. Die Schwestern sind für die medizinische Versorgung zuständig, Assistentinnen der Ärzte, außerdem wird durch sie eine grundlegende Versorgung mit Nahrung abgedeckt. Alles was darüber hinausgeht, was zum Beispiel die Körperpflege der Patienten angeht, ist Aufgabe der Familienangehörigen.



Wer auf sich allein gestellt ist, kann ein Lied vom Aufenthalt in „normalen“ russischen Krankenhäusern singen.
Foto: Brigitte Lehnhoff.

Aber welche obdachlose Person hat Familienangehörige, die sich um sie kümmern?

So habe ich auch Sweta und Katja kennengelernt, Sweta eine fast blinde Frau, 42 Jahre alt und sehr erzählfreudig. Katja, ihre Bettnachbarin, die nur noch einen beweglichen Arm hat. Sweta ist körperlich etwas fitter, sie kann sich im Bett aufsetzen, um zu essen und vor allem kann sie erzählen. So habe ich – während ich versucht habe ihre Finger- und Fußnägel zu kürzen, was sehr schwer war, da dies seit Jahren nicht gemacht wurde – ihren Erzählungen gelauscht. Von ihrem Sohn hat sie erzählt, zu dem sie schon sehr lange keinen Kontakt mehr hat und auch von Bekannten, die in Deutschland leben. Wichtig war für Sweta aber auch, dass ich nicht nur zuhörte. Sie hatte immer den Überblick über das ganze Zimmer und hat gut Aufgaben delegiert. So sollte ich

zum Beispiel die Tassen und Löffel, die immer am Platz der Patienten verblieben, abwaschen. Dies gehört nicht mit zur Aufgabe des Krankenhauses, wenn diese dreckig sind, dann sind sie das eben. Und so habe ich versucht, mit kaltem Wasser und ohne Schwamm und Spülmittel die Tassen etwas zu säubern.

Sweta hat mich schon an meiner Stimme erkannt, wenn ich das Zimmer betrat und meinen Spitznamen Majetschka mit Freude gesagt.

Für Katja war meine Hand, die sie festhalten konnte, und das Lächeln von uns beiden eine Verbindung.

In meinem Jahr in Omsk habe ich viele Erfahrungen mit vielen Menschen gemacht, bin den unterschiedlichsten Personen begegnet und habe dadurch sehr viel gelernt. Die Kinder aus dem Kinderklub, die Mitarbeiter der Caritas, vor allem aber auch die Arbeit im Krankenhaus waren

für mich trotz anfänglicher Berührungsangst und des Ärgers darüber, dass es Menschen gibt, die so leben müssen, weil das staatliche Gesundheits- und Sozialsystem es nicht anders vorzieht, prägend und immer wieder motivierend für meine Mitarbeit.

Caritas Omsk

Die Caritas Omsk unterhält eine Vielzahl von Diensten, beispielsweise eine Sozialberatung, ein Kinder-, Familien- und Bildungszentrum. Sie unterstützt notleidende Menschen mit einer Kleiderkammer, Suppenküche, mit Lebensmittelpaketen, mit einer Hauskrankenpflege und einer Straßenambulanz für Obdachlose. Darüber hinaus gibt es einen Seniorenclub, einen Besuchsdienst für Bedürftige und die Betreuung Obdachloser im Krankenhaus Nr.9. Siehe auch: http://www.ndr.de/ndr1niedersachsen/sendungen/unser_thema/unserthema339.html



Mehr als nur ein Almosen – Die Suppenküche der Caritas und der Gemeinschaft Johannes des XXIII. in Wolgograd. Ruslan (rechts) und Alexander bei der Ausgabe von Tee und heißer Suppe beim Caritas-Container. Foto: Ottmar Steffan.

Hilfe zum blanken Überleben

Alexander Hüser war 2010/2011 in Wolgograd und lebte in der Gemeinschaft Johannes XXIII. In seinem Bericht über die Obdachlosen reflektiert er die gesellschaftlichen Ursachen und die Nachwirkungen des Zerfalls des Sozialismus.

von Alexander Hüser

Mein Name ist Alexander Hüser und ich habe meinen Freiwilligendienst in den Jahren 2010 und 2011 in Wolgograd geleistet. Neben meiner Arbeit bei der Caritas-Stelle in Wolgograd habe ich in einer der sozialen Wohngemeinschaften der italienischen Organisation „Gemein-

schaft Johannes XXIII.“ gelebt. In unserem Haus habe ich zusammen mit Marko, dem „Leiter“, Jura, einem älteren Mann, der nach einer langen Zeit im Gefängnis auf der Straße gelandet war und Ruslan, der eine geistige Behinderung hat, gelebt.

Marko, Ruslan und ich führen zweimal pro Woche raus, um neben einem kleinen Container, der alle notwendigen Dinge für unser Projekt enthielt, die Obdachlosen sowohl medizinisch als auch mit Suppe, Brot und Tee zu versorgen. Die Nahrungsmittel hat Ruslan, bevor wir raus gefahren sind, sehr früh



Die Gasrohre sind die Zufluchtsstätten der Obdachlosen in Russland – sie spenden ein bisschen Wärme. Oftmals auch zu viel – dann tragen die Obdachlosen schwere Verbrennungen davon. Foto: Susanne Staets.

am Morgen zubereitet. Jeden Montag und Mittwoch kamen wir an dem kleinen Container an, neben dem uns bereits 10-15 Menschen erwarteten.

Die Lebenssituationen der Obdachlosen sehen in der Regel so aus, dass diese Menschen das ganze Kalenderjahr über draußen übernachten, überhaupt kein Einkommen beziehen, ohne Ausnahme alkoholsüchtig sind und über die Hälfte von ihnen tuberkulosekrank ist. Wenn man vom „ganzen Kalenderjahr“ spricht, sollte man immer im Kopf behalten, dass man hier von Russland, also auch vom russischen Winter spricht, der in Wolgograd bis auf -25°C herun-

terkühlen kann. Aus diesem Grund befinden sich die „Lager“ dieser Menschen in der Nähe von Industriefernwärmehohlen, auf die sie Matratzen und Decken legen, um die Nächte zu überstehen.

Wenn es anfängt, egal zu sein, wann und wie man stirbt

Es gab in der Vergangenheit einen Fall, in dem ein Obdachloser stocksteif erfroren neben dem Container gefunden wurde, weil er wahrscheinlich in der Nacht in Volltrunkenheit den Weg zu dem Rohr nicht mehr gefunden hat. Weiterhin sind äußere Körperteile wie Ohren,

Nase, Arme und Beine oft weniger vor der Kälte geschützt, sodass sie in der Nacht abfrieren und in der Folge in den Krankenhäusern amputiert werden müssen. Um diese zutiefst elendige Situation nicht in aller Fülle wahrnehmen zu müssen, lautet die Lösung: Betäubung. Jeder Mensch, den wir betreut haben, war alkoholsüchtig. Auch wenn man in Russland einen Liter Wodka für umgerechnet zwei Euro bekommen kann, ist dies oft noch zu teuer für diese Menschen, so dass sie schließlich acetonhaltige Flüssigkeiten wie Parfüm und Nagellackentferner konsumieren, die sie klauen und von denen sie end-

gültig zerstört werden. Viele sind nicht mehr in der Lage zu sprechen, sie sehen und hören schlecht, weil die Chemikalien ihr Gehirn und damit auch ihre Sinne zerstört haben.

Im Übrigen ist ihnen das durchaus bewusst, jedoch egal, weil es sowieso keine Perspektive für eine bessere Zukunft zu geben scheint und damit auch keinen Grund, seine körperlichen Fähigkeiten noch aufrechtzuerhalten. Ein Obdachloser namens Oleg sagte mir mal, dass es ihm wirklich völlig egal wäre, wann und wie er hier draußen stirbt.

Unsere Arbeit sah also so aus, dass wir diesen Menschen etwas zu essen gaben, für viele im Übrigen die einzige Nahrungsquelle, die sie haben. Deshalb haben die meisten leere Plastikflaschen, die sie auf der Straße gefunden haben, mitgebracht, in die wir dann Suppe und Tee füllten.

Die Obdachlosen wurden auch medizinisch versorgt – meistens waren es Verbrennungswunden, die behandelt werden mussten, da die Obdachlosen des Öfteren in der Nacht in Trunkenheit nicht mehr auf der Matratze, sondern direkt auf dem Heizrohr landen und sich deshalb schwere Verbrennungen zuziehen. Markos Job war es, die Wunde zu reinigen und zu desinfizieren, oft war sie aber nach einigen Tagen wieder entzündet, weil der Verband nicht gewechselt wurde.

Misshandlungen von Obdachlosen sind nicht ungewöhnlich

Viele Obdachlose waren auch durch Prügelattacken von jungen Leuten verwundet, die de-

ren Anwesenheit offenbar nicht „dulden“ wollten.

Ich denke, dass neben der Versorgung und Verpflegung das „Dasein“ ein ganz wichtiger Part unserer Arbeit war. Denn ein ganz großes Problem in Russland (auch in anderen Ländern) ist, dass Obdachlose komplett von der Gesellschaft ausgeschlossen sind und niemand etwas mit ihnen zu tun haben möchte. Mir ist aufgefallen, dass die meisten Obdachlosen wahnsinnige Schwierigkeiten hatten, sich anderen Menschen gegenüber zu öffnen. Man vertraut einander nicht. Umso wichtiger ist es, dass Marko über die Jahre für diese Menschen zu einer Person geworden ist, der sie sich anvertrauen – oftmals die einzige.

Der Zerfall der Sowjetunion brachte viel Elend

Viele der Obdachlosen haben mir erzählt, dass sie mit dem Zerfall des Staatssozialismus in der Sowjetunion ihre Jobs verloren haben. Es sind vielfach ausgebildete Fachleute, die Anfang der Neunziger plötzlich ohne Arbeit dastanden, vor allem wegen der Strategie vieler ehemaliger hoher „Kader“ im Staat, Unternehmen aus dem ehemaligem Staatseigentum für teilweise absurd niedrige Beträge (alles musste verkauft werden) zu erwerben und gezielt in den Ruin zu führen.

Die Maschinen und der Grund und Boden wurden nach dem Ruin des Betriebes verkauft und die Arbeiter standen schließlich allein und ohne Aussicht auf Arbeit da. Die Leute, die diese Aufkäufe und Verkäufe gemacht haben sind, wie man sich

vorstellen kann, sehr reich geworden und heute als „Oligarchen“ bekannt.

Die neue „Russische Föderation“ hat es bis heute nicht geschafft, einen Sozialstaat aufzubauen und diese Leute aufzufangen. Große Teile dieser Menschen flüchteten sich in den Alkohol. Heutzutage sieht die Situation nicht anders aus. Diejenigen, die es in der russischen Gesellschaft nicht „schaffen“, dürfen von niemandem irgendeine Unterstützung erwarten. Dies ist nicht nur die Haltung des Staates, sondern in großen Teilen auch die Haltung der russischen Gesellschaft: Obdachlose werden auf der Straße liegen gelassen oder sogar von Menschen verprügelt, die aus Furcht vor dem drohenden Niedergang, der ihnen mit den Obdachlosen vor Augen geführt wird, ihre Wut an den Schwächsten der Gesellschaft auslassen.

„Du bist doch an deiner Situation selbst schuld“

Etwa einmal pro Woche kamen sehr verdächtig aussehende Männer zu unserem Waggon, um den Obdachlosen „Arbeit“ anzubieten, die „danach“ bezahlt werden würde. Überflüssig ist es zu erwähnen, dass diese Bezahlungen nie stattgefunden haben. Wer das Angebot ablehnte musste sich aber selbstverständlich anhören: „Du bist doch an deiner Situation selbst schuld, wenn du noch nicht einmal arbeiten willst.“

Letztlich ist noch zu erwähnen, dass die Obdachlosen in ihrer unendlichen Sucht nach dem Rausch all ihre Papiere an Kriminelle verkaufen, um mit dem



Die Caritas in Russland hilft beim Überleben, vor allem in den kalten Wintern Russlands. Foto: Susanne Staets.

kenhaus gewesen und habe mich gewundert, dass ich gesund herausgekommen bin. Die Versorgung mit Nahrung, aber auch die Körperpflege müssen die Verwandten selbst organisieren. Wenn keine Verwandten vorhanden sind, muss jeder selbst zusehen, wie er klar kommt. Der Begriff „Behandlung“ beinhaltet eigentlich nur die Gabe von Tabletten. Die Patienten essen von schmutzigem Geschirr und liegen in dreckigen Betten. Man halte sich vor Augen, dass es sich bei TBC um eine Infektionskrankheit handelt. Ich hatte eher den Eindruck, dass dieses Krankenhaus ein besserer Ort für die Vermehrung der Bakterien war als für deren Abtötung.

Die Arbeit der Caritas in Wolgograd ist unglaublich wichtig – sie ist notwendig für das blanke Überleben dieser Menschen. Es ist extrem bitter, dass es so etwas in einem Land, in dem viele absurd reiche Menschen leben, gibt. Es ist letztlich aber doch die Politik, in deren Händen die Zukunft dieser Menschen liegt.

Gemeinschaft Johannes XXIII.

Die italienische Gemeinschaft Johannes XXIII. wurde vor über 50 Jahren in Italien von Don Oreste Benzi gegründet. Sie ist eine Gemeinschaft von Gläubigen, die auf Grundlage des Evangeliums Leidende und Arme aufnimmt, mit ihnen weltweit in Familienhäusern lebt und Hilfsangebote entwickelt. In Russland gibt es Familiengemeinschaften in Wolgograd, Astrachan und Elista. Im Rahmen des FDA Programm leben und arbeiten dort Freiwillige aus dem Bistum.

Geld weiteren Schnaps zu kaufen. Ohne Dokumente werden sie aus den Krankenhäusern rückwärts wieder herausgeschickt, müssen also mit Brüchen, offenen Wunden und Tuberkulose allein zu Recht kommen. Es ist ein unvorstellbar schwieriger Akt, die Papiere zurückzubekommen, weil die russische Bürokratie sehr kompliziert ist und die Beamten von diesen Leuten eher genervt sind,

als dass sie die Motivation finden würden, sich für sie einzusetzen.

Zustände in russischen Krankenhäusern sind erschreckend

Und auch wenn man die Dokumente hat, ist die medizinische Versorgung in den staatlichen Krankenhäusern katastrophal. Ich bin am Ende meines Dienstes in einem Tuberkulosekran-



Julia Reiswich genießt die Reise in ihre eigene Vergangenheit – unterwegs in der Tomsker Innenstadt. Foto: privat.

5.685 Kilometer ostwärts gen sibirische Tundra – bis zur Kindheit und zurück...

Geboren in Kasachstan, kam Julia Reiswich als Kind nach Deutschland. Nach ihrem Studienabschluss besuchte sie drei Monate die sibirische Stadt Tomsk, lebte in der katholischen Kirchengemeinde und arbeitete im katholischen Gymnasium. In ihrem Bericht spürt sie der Frage nach, warum sie trotz schöner Kindheitserinnerungen nicht für immer nach Russland zurückkehren möchte.

von Julia Reiswich

Mein Ziel lässt sich laut google maps in 1146 Stunden ab Osnabrück zu Fuß erreichen. In Tausenden von Kilometern in die Kindheit und zurück – diesen Gedanken verwirklichte ich im September 2012 nach meinem abgeschlossenen Studium. Die rus-

sische Aeroflot-Maschine flog mich gen sibirische Tundra, wo ich drei Monate meinen russischen Wurzeln nachspürte.

Durch die Hamburger Mönckebergstraße schlendernd höre ich dem Akkordeonspieler zu, welcher die russische Taganka

spielt, ein typisch russisches Volkslied. Zeitgleich fühle ich mich um viele Jahre zurückversetzt, in eine Zeit, als mein Großvater russische Kinderlieder auf dem Akkordeon spielte. Eine Zeit, in der wir Pinienkerne aus den Zapfen puhlten und uns hinter Birken versteckten,

damit unsere Eltern uns suchten. Eine Zeit, in der ich ein Eichhörnchen als Haustier pflegte, welches mein Vater aus Sibirien mitbrachte. Eine Zeit, in der wir die Äpfel von Bäumen stibitzten, die in Nachbars Garten standen.

In Deutschland assoziiert man primär Wodka, saure Gurken und die Banja mit dem zerfallenen russischen Zarenreich. Russland – ein Land zahlreicher Nationen und Kulturen, ein Land, dessen West-Ost-Erstreckung ein Viertel des Äquators einnimmt. Um es in Zahlen auszudrücken: 10.000 Kilometer, beginnend im europäischen Teil und endend in der Wildnis von Kamtschatka, der Wildnis, in der Braunbären zuhause sind. Vielfältig ist das Land in seiner Flora und Fauna, als harsch gilt der russische Präsident Wladimir Putin.

Die Suche nach der Heimat, der meine Kindheitserinnerungen entspringen

Ende der 80er, geboren in Südkasachstan, verbrachte ich dort eine wunderbare Kindheit. An manche Momente wie das Fischen mit einer selbstgebauten Fanganlage, für dessen Bau mein jüngerer Bruder und ich einen ausgeklügelten Plan entwickelten, die allwöchentlichen Basarbesuche mit der Großmutter, die meine Geduld mit einem Snickers entlohnte, sowie den Verzehr einer Scheibe frischgebackenen Weißbrot, ordentlich mit Butter bestrichen und mit Zucker bestreut, denke ich sehr gerne zurück.

1994 siedelten wir schließlich nach Deutschland über. Ich war sieben und ließ meine Großmut-

ter, Freunde und Spielgefährten, sowie einen ersten Freund zurück, der mir beim Spielen im Park mit der Blume in der Hand seine Liebe gestand. Vor der Abreise verkauften meine Eltern unser Hab und Gut, den „Agarod“ – den eigenen Garten, aus dem wir frisches Gemüse und Obst bezogen – sowie die Eigentumswohnung. Was uns in der neuen Heimat erwartete, war ungewiss. Ein neues Land, fremde Menschen, eine nicht vertraute Kultur. Dennoch hegten meine Eltern die leise Hoffnung, meinem Bruder und mir eine bessere Zukunft bieten zu können und machten sich auf, den Weg in die neue Heimat zu beschreiten.

Schnuppern beim Spielplatzbau in Orsk und Orenburg

Zwei Drittel meines Lebens lebte ich nun in der neuen Heimat, lernte ihre Kultur kennen und machte sie zu einem Teil von mir, als ich schließlich beschloss, meinen Erinnerungen aus früheren Tagen nachzuspüren, die an einem Ort lagen irgendwo in einem Teil der sibirischen Tundra.

Dieser Wunsch resultierte aus zwei Aufenthalten in Orsk und Orenburg während der Aktion „Spielplatzbau“ (siehe Eine Kuh für Marx Nr. 37 und 41).

Der Aufenthalt vor Ort ermöglichte es mir, mich in meiner ersten Muttersprache „Russisch“ zu unterhalten. Rasch merkte ich, dass die Sprache, die wir zuhause in Deutschland mit meinen Eltern und Geschwistern sprechen, nicht jenes Russisch ist, welches die Russen sprechen. Ich lernte neue Ausdrücke kennen und genoss

die russische Küche, die Gastfreundschaft, die russische Mentalität, die Humor, Fröhlichkeit und Leichtigkeit pflegt.

Ich beendete mein Studium im Sommer 2012 und reiste im Herbst nach Tomsk, in die sibirische Tundra. Ich wollte die sibirische Kälte, vielmehr den sibirischen Winter erleben und Kindheitserinnerungen in erster Linie an Schlittenfahren und Rodeln wecken. Ich entschied mich für einen Aufenthalt von drei Monaten. Am katholischen Gymnasium lernte ich viele Menschen kennen, lehrte die Schülerinnen und Schüler die deutsche Sprache, übernahm Aufgaben in der Gemeinde und bekam einen Einblick in die Arbeit der Mutter-Teresa-Schwestern mit den Obdachlosen vor Ort. Die Tage waren kurz, ich verließ die Wohnung früh morgens und fuhr mit der ‚Tramwai‘ (der russischen Straßenbahn) in die Richtung des „heiligen Berges“ - dort, wo die katholische Kirche stand und eine lange Tradition in Tomsk pflegt.

Neue und alte Bräuche im weihnachtlichen Tomsk

Während der Woche bereitete ich meine Aufgaben und den Unterricht vor, besuchte die pädagogische Universität in Tomsk und übernahm auch hier die Deutschkurse mit Freude. Schließlich wurde zuhause in Deutschland die Adventszeit und das Christkind sehnsuchtsvoll erwartet. In Russland scheint die weihnachtliche Tradition hingegen gänzlich unbekannt. Die Mehrheit der Bevölkerung gehört der russisch-



Kindheitserinnerungen werden wach – Iris, russische Kaubonbons.
Foto: Julia Reiswich.

orthodoxen Kirche an. Ich erzählte von Stollen und Zimsternen, von Weihnachtspunsch und dem Weihnachtsmann, spielte Weihnachtslieder und las Weihnachtsgedichte vor. All das machte ich mit Begeisterung. Ich steckte meine Mit- und Zuhörer an, sodass wir ebenfalls ein kleines Adventsfest organisierten und die Weihnachtszeit herbeisehnten.

Meine Wochenenden lebten ebenfalls von ihrer Regelmäßigkeit: die Freitagabende verbrachte ich meistens mit einer Freundin bei mir in der Wohnung, wir schauten russische Filme und tauschten uns über die Erfahrungen der Woche aus. Ich arbeitete mein Russisch auf und Dascha übte sich in Deutsch. Am Samstag fuhren wir zu ihren Eltern aufs Land. Ihre Oma kochte Kascha (einen russischen Brei, der mir aus Kindheitstagen in Erinnerung geblieben ist) und russische Piraschki. Am Abend gingen wir in die Sauna. Freunde kamen vorbei, man spielte UNO und sang russische Lieder, von der Gitarre begleitet. Nach der

Sonntagsmesse suchten wir schließlich unser Lieblingscafé auf und verspeisten Tscheburjata, russische Teigtaschen gefüllt mit Hack und Zwiebeln.

bleiben wollte ich nicht

Regelmäßig wurde ich während meines Aufenthaltes gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, zu bleiben. Stets antwortete ich, es gefiele mir sehr gut, bleiben wollte ich jedoch nicht! Prompt folgte die Frage nach dem Warum? Ja, warum eigentlich? Ich bin überzeugt davon, dass Deutschland meine Heimat ist. Die russische Kultur spielt zwar eine große Rolle in meinem Leben, schließlich schätze und liebe ich russische Werte nach wie vor – bleiben würde ich jedoch nicht wollen.

Die Mentalität hat sich verändert. Die politischen Umstände werden häufig von Gleichaltrigen dafür verantwortlich gemacht. Wenn man sich für die eigenen Rechte interessiert, und für das, was das Ausland über Russland schreibt, liest man englische Quellen, um auf dem

Laufenden zu bleiben. Kritisch stehen die jungen Erwachsenen der Politik Putins gegenüber. Sie sind jedoch machtlos. Die Mietpreise in Tomsk sind mit den Mietpreisen in Düsseldorf zu vergleichen, sagte Pater Stephan – ein Jesuit in Tomsk – in einem Gespräch. „Menschen nehmen oft zwei bis drei Arbeiten wahr, um das Leben bezahlen zu können“. Ich staunte in diesem Moment – stelle jedoch im Laufe der Zeit fest, dass das Gehalt von Lehrern oftmals gar nicht ausreichen würde, um allein die Mieten zu zahlen. Erschreckend!

Erschreckend ist wohl auch die Zahl der Menschen, die mit der Perspektivlosigkeit leben muss. An meinen Freitagen suchte ich die Mutter-Teresa-Schwestern auf, um sie bei der Arbeit mit Obdachlosen zu unterstützen. Meistens half ich in der Küche, nachmittags schenkte ich Suppe aus. Manchmal fiel auch Arbeit im Haus an. Dabei half mir Valentina. Valentina, eine Frau mittleren Alters, ist gehbehindert. Ein Rollstuhl stand unten im Haus. Fortbewegung auf den Treppen und im Obergeschoss – dort, wo die Frauen also untergebracht waren, war nur möglich, indem sie sich auf einen alten Pulli setzte und ihre Beine und Arme zur Fortbewegung einsetzte. Im Verlauf der Zeit lernten wir uns näher kennen. Sie erzählte, dass sie einst Schauspielerin war. Sie sah schön aus. Das dokumentierte ein Foto aus früheren Zeiten, welches sie unter ihrem Kissen aufbewahrte. Über Nacht verlor sie ihre Träume – bei einem Unfall. Mit ihrem zweiten Mann stieg sie nachts im angetrunkenen Zustand auf ein Motorrad.

„Man war jung, wollte etwas erleben, dachte nicht über das Risiko nach“, sagte sie in einem Moment erfüllter Reue. Heute besucht sie regelmäßig den Gottesdienst und bittet Gott um Vergebung. Ihr bleibe nur der Glaube, sagt sie reumütig. Das Leben vor Ort ist stets mit Angst um die eigene Existenz verbunden. Fragen wie: Kann ich in diesem Monat meine Miete bezahlen? Werde ich mit fließendem Wasser versorgt? Wird meine Wohnung warm und trocken bleiben oder fällt die Heizung wieder aus? All das sind Fragen, die Menschen in Russland tagtäglich beschäftigen. Hinzu kommt, dass in diesem riesigen Land zwar Wert auf Bildung gelegt wird – die Lernkultur sich jedoch von der deutschen deutlich unterscheidet. Kritisches Hinterfragen fällt

hinter der Wiedergabe des Gelernten zurück. Verfolgt man aktuell die Politik in den deutschen Medien, erscheinen die Gründe transparent. Die Menschen vor Ort kämpfen, um im Alltag zu bestehen, weil zu wenig Geld im Portemonnaie ist, Fleisch- und Milchprodukte sowie Mieten permanent steigen und Perspektivlosigkeit vorherrscht. Alkoholismus, Depressionen und Mutlosigkeit sind stetige Begleiter. Tristesse.

Wirst du wiederkommen? werde ich bei meiner Abreise gefragt. Selbstverständlich werde ich wiederkommen, lautet meine Antwort, jedoch nur als Besucher für eine absehbare Zeit. Mit diesen Worten verabschiedete ich diejenigen, die mir die Zeit in Tomsk versüßt haben. Noch heute bin ich unendlich dankbar für die Gaben und Worte, die mir vor Ort geschenkt wurden. Wiederkehren werde ich, aber nicht, um zu bleiben. In meiner Heimat Deutschland stehen Türen offen, die mir die Chance geben, mich zu verwirklichen – das zu leben, was mir in den Sinn kommt. Es fühlt sich gut an, diese Freiheit genießen zu können. Ich bin froh, dass ich meine erste Heimat kennenlernen durfte. Ich habe gesehen, dass sich

Russland nur wenig verändert hat, seitdem wir gegangen sind. Das schmerzt. Die Hilflosigkeit ist manchmal allgegenwärtig – vor allem bei den Menschen, die nichts haben. Was mir am Ende bleibt, ist mein rollendes „R“ und die schöne Erinnerung an eine wunderbare Zeit meiner Kindheit. Ich pflege die leise Hoffnung, dass Russland seine Schwächen erkennt und den Menschen zuliebe Änderungen anstrebt.

Ich bin froh darüber, dort gewesen zu sein! Es war eine tolle Erfahrung – sehr intensiv!

Und bevor ich wieder abreiste, erlebte ich den wahren Winter bei sagenhaften -42°C ! Das war toll! Aber genauso toll ist es, nach Hause zu kommen, zu den Menschen, die dich lieben und dich sehnsuchtsvoll erwarten.

Bild links: Wintereinbruch in Tomsk.
Foto: Julia Reisweich.



Gemeinde Tomsk

Die Russlandhilfe unterstützt Familien, die das Schulgeld für den Besuch des Gymnasiums nicht oder nur teilweise aufbringen können.

Neben dem katholischen Gymnasium engagiert sich die Kirchengemeinde in Tomsk noch an vielen anderen Stellen: Sie organisiert verschiedene ehrenamtliche Besuchsdienste für Menschen in besonderen Notlagen, Inhaftierte und Bewohner eines Altenheims. Sie engagiert sich darüber hinaus für die Obdachlosen im Haus der Mutter-Teresa-Schwestern. Außerdem gibt es in der Gemeinde ein Kinder- und ein Familienzentrum.

EINMAL RUSSLAND UND ZURÜCK

Wir haben in den letzten Wochen unsere 44 Freiwilligen um die Beantwortung von 12 Fragen zu ihrem Aufenthalt in Russland gebeten. Ihre Antworten sollen ein kleines Stimmungsbild von ihren Erlebnissen und persönlichen Erfahrungen geben. Spannend war zu sehen, dass sich manches Mal die Antworten sehr gliederten. So beschrieben viele, dass ihnen ihre Offenheit und Neugierde halfen, vor Ort zurechtzukommen. Die Begegnungen mit Kindern in den verschiedensten Einrichtungen blieben bei vielen als die schönsten haften. Und die meisten sind sich einig, dass sie Deutschland nach den Erfahrungen in Russland mehr schätzen als vor ihrer Abreise. Aber lesen Sie selbst – hier ist eine Auswahl aus der Sammlung von Antworten.

Wieso hast du dein FDA in Russland machen wollen?

- Ich wollte nicht nach Russland...
- Es war eine spontane Entscheidung durch eine Empfehlung einer Ehemaligen.
- Weil ich mit dem Sozialen Seminar schon beim ersten Spielplatzbau in Orsk dabei war
- Ich habe mich schon immer sehr für das Land interessiert. Zudem habe ich auf mein Bauchgefühl gehört, und – es hat sich bestätigt!
- Weil ich das Land, wo ich geboren wurde, in erster Linie kennenlernen wollte. Außerdem wollte ich die Caritasarbeit vor Ort unterstützen.
- Ich wollte herausfinden, ob ich selber noch in der Lage bin, in Russland einen Platz für mich zu finden.



Was war das wichtigste Gepäckstück bei deiner Einreise nach Russland?

Fotoalbum • Wörterbuch • bronzenener Schutzengel von meinen Eltern • mein Rucksack • mp3-Player • dicke Socken • ein Büchlein, in das mir Freunde und Verwandte gute Wünsche geschrieben haben • meine Kamera • kleine Kärtchen mit guten Wünschen • Winterjacke



Welche deiner Charakterstärken kam dir in deinem Auslandsjahr zugute?

Offenheit • Neugierde • Belastbarkeit • Menschenkenntnis • Zielstrebigkeit • Gelassenheit • Anpassungsfähigkeit • Ehrlichkeit • Humor • Geduld • Ausdauer • Selbstvertrauen • Ehrgeiz

Was war deine schönste Erfahrung? Dein schönster Moment?

- Begegnungen mit herzlichen und wundervollen Menschen
- das Weihnachtsfest mit der Gemeinde Teilnahme an der 10-tägigen Marienwallfahrt in Weißrussland
- viele Momente mit den Kinder unseres Projektes
- Autofahrt im weißen kalten Winter durch die weiten Sibieren
- Picknick und Eis essen im Park im Winter bei -20°C und dabei die strahlenden Augen der Kinder zu sehen.
- Zu erfahren, dass Julia, ein 5jähriges Mädchen mit mehreren Herzoperationen und Ungewissheit über die Länge des noch bevorstehenden Lebens aus meiner Gruppe im Kinderheim in Novosibirsk, von einer Frau adoptiert wurde.
- Vielleicht der Abschied. Zunächst war er für mich sehr schwer, aber daran sehe ich heute, wie glücklich ich das Jahr über gewesen bin und wie sehr mir alle, mit denen ich zu tun hatte, ans Herz gewachsen waren.



Wie hat sich dein Blick auf Deutschland verändert?

- Mir ist bewusster geworden, wie gut es uns in Deutschland geht, besonders mit Blick auf das Gesundheits- und Sozialsystem. Die Unausgewogenheit und zum Teil auch Ungerechtigkeit, mit der die meisten Deutschen Russland und dessen politisches System über einen Kamm scheren.
- Ich habe die deutsche Demokratie und Chancengleichheit zu schätzen gelernt.
- Ich bin froh, dass ich hier in Deutschland aufwachsen und lernen durfte.
- Wir sind sehr verwöhnt und wissen die einfachsten Dinge des Lebens nicht zu schätzen.

Welches Bild hast du vor Augen, wenn du an Russland denkst?

- Menschen, die ich kennengelernt habe
- Landschaften
- unendliche Weiten beim Blick aus der Transsibirischen Eisenbahn
- Chaos auf den Straßen, überfüllte Maschrutkas
- Babuschkas, die am Straßenrand Maiglöckchen oder eingelegte Gurken verkaufen
- Putin, Bürgerinitiativen, kleine Leute, die ihr Ding trotz aller Restriktionen durchziehen.
- Ein trauriges Bild: Wahrscheinlich deshalb, weil es einst meine Heimat war und sich der Blick in den letzten Jahren auf diese Heimat verfinstert hat. Es klingt schrecklich, aber den Menschen vor Ort wird der Mut zum Leben genommen – das verärgert mich!



Freiwillig nach Russland 2004 – 2014





Danke!
Спасібо!

Hast du ein besonderes russisches Andenken / Mitbringsel?

- ein russisches Buch, das mir ein guter Freund geschenkt hat
- eine Russlandflagge mit Autogrammen aller Kinder vom Kinderzentrum „Antoschka“
- selbst geknüpfte Freundschaftsbänder der Kinder aus dem Kinderzentrum
- Russische Feldflasche mit Widmung, als Geschenk von zwei Soldaten
- Sammlung von Bildern, die die Kinder aus dem Kinderzentrum zum Abschied gemalt haben
- dicke Wollsocken
- Matrioschka
- eine Schapka Uschanka (Pelzmütze)
- Fotos
- ein kleiner Fußball-Anhänger
- ein kleiner Post-it-Zettel, auf dem die Mutter-Teresa-Schwestern mir ihren Dank ausgesprochen haben



Was war deine härteste Erfahrung?

- Wenig bis keine Privatsphäre
- Verlust des Reisepasses
- Der Tod meiner Oma.
- Das Gefühl, eher anstrengend und überflüssig zu sein, nicht genug gegeben zu haben.
- Die Anfangszeit war am schwierigsten, weil ich zu Beginn fast gar nichts verstanden habe.
- Die Arbeit mit den Obdachlosen – den strengen Geruch habe ich noch heute in meiner Nase.
- zu sehen, dass die Gerichte korrupt sind und arme Menschen viel mehr bestraft werden.
- Die Unmenschlichkeit des russischen Sozial- und Gesundheitssystems mitzuerleben.
- Der Tod einer Oma im Haus Maletzki. Diese Oma habe ich über Monate hinweg betreut. Sie dachte immer, dass ich ihr Enkel war.





Wie hast du dich verändert?

Ich bin selbstständiger • nachdenklicher • gelassener • erwachsener • selbstbewusster • mutiger • beharrlicher • offener geworden

Was für ein Bild hattest du von Russland vor deinem FDA?

kalt • trüb • unfreundliche Menschen • groß • ökonomischer Reichtum - soziale Armut • Repressionen durch den Staat • Alkohol- und Drogenprobleme



Was für ein Bild hast du von Russland nach deinem FDA?

- Einerseits ein sehr positives, weil ich viele schöne Momente und liebe Menschen damit verbinde und die Sprache so wunderschön ist. Andererseits wusste ich nach dem FDA auch mehr über die Probleme, die es dort gibt.
Die Schere zwischen Arm und Reich ist sehr groß.
- Jetzt ist Russland für mich sehr viel mehr als nur das Putin-geprägte Land, das weit weg ist.
- Russland ist für mich nicht zu einer „zweiten Heimat“ geworden, aber ich habe ein sehr verbundenes Gefühl bekommen. Ich habe den Alltag vieler Russen kennengelernt und bin dafür sehr dankbar. Die Freundschaften, die jetzt noch bestehen, machen mich sehr glücklich.
- Ich habe Heimweh nach Russland!

Dein russisches Lieblingsessen?

Kascha • Boretsch • Piroshki • Schaschlik • Greniki • Rote Beete-Suppe • Pelmini • Blinies



Dein liebster Platz / Ort während deines FDA?

Die Promenade am Tom • meine Arbeitsstelle „Antoschka“ mit den Kindern • die Maschutka-Fahrten (Sam-meltaxi) • ein ganz gemütliches Plätzchen an der Wolga • die Küche des Projektes „Schutz des Lebens“ • ein See in einem kleinen Dorf etwas außerhalb von Wolgograd • mein Appartement in St. Petersburg • das Ufer der Newa • die russische Eisenbahn • Sobald ich draußen an der frischen Luft auf der Straße bin, geht mein Herz auf, ich verspüre ein angenehmes Kribbeln im Bauch, die Laune steigt und ich muss automatisch anfangen zu lächeln – egal wo ich bin!



Sternstunde des FDA-Programms: Der zum deutschen Präsidenten des 7. Deutsch-Russischen Jugendparlament gewählte Christian Rähmann hält seine Antrittsrede. Foto: privat.

Ich wollte doch gar nicht nach Russland!

Christian Rähmann träumte von einem Jahr in Lateinamerika. Mit dem FDA-Programm ging es für ihn aber nach Russland – Gott sei Dank für alle Beteiligten. Im Laufe seines Aufenthalts in Wolgograd wuchs ihm Russland so sehr ans Herz, dass er sich auch als Jugendpräsident beim Petersburger Dialog engagierte.

von Christian Rähmann

Im Dezember 2008 saßen wir, die neuen Freiwilligen des 7. FDA-Jahrgangs, im Caritas-Gebäude um eine große Weltkarte und fieberten gespannt der Bekanntgabe unserer zukünftigen Einsatzorte entgegen. Ich wollte unbedingt nach Lateinamerika und war mir – offen gestanden – meiner Sache ziemlich sicher. Der Satz: „Christian...Wolgograd, Russland!“ traf mich wie ein

Schock und riss mich jäh aus meinen Träumen. Meine einzigen Erinnerungen über die Einsatzstelle Wolgograd stammten vom Schnupper-Wochenende. Diese liefen unweigerlich immer wieder auf den ehemaligen Straftäter als Mitbewohner der Unterkunft in Wolgograd hinaus.

Damals sah ich meinem Jahr in Wolgograd mit gemischten Gefühlen und vielleicht auch mit

ein wenig Angst entgegen. Russland – ein fremdes Land, vor dem meine Großeltern mich noch warnten, und all meine Bekannten nur ungläubig fragten, was ich da denn wolle. Damals war ich mir alles andere als sicher, ob Russland das richtige für mich sei.

Heute, vier Jahre nach meinem Jahr in Russland mit unendlich vielen wunderbaren, aufregenden, bewegenden und auch

nachdenklichen Erlebnissen, ist mir klar, dass vermutlich kein anderes Land mein Leben bis heute so positiv hätte prägen können!

Ich ging vermutlich mit den gleichen Vorurteilen und dem gleichen Unwissen über Russland in das FDA, wie sie im Großteil der deutschen Bevölkerung verankert sind. Russland, das ist vor allem: Eiseskälte, eine von Putin beherrschte Diktatur und ein Land, in dem Wodka noch immer am liebsten aus Wassergläsern getrunken wird. Zugegeben – kalt kann es schon werden und eine lupenreine Demokratie ist Russland nach westlichem Anspruch auch nicht. Nach meinem Aufenthalt in Russland sehe ich aber vieles anders und kann Meinungsunterschiede besser nachvollziehen. Verwunderlich und interessant ist beispielsweise, warum viele Russen Putin nicht als autoritären Herrscher, sondern als Erlöser sehen und Gorbatschow hingegen als größten Trottel der Sowjetunion bezeichnen. Diese Aussage machte ein Russe mir gegenüber und verwunderte mich umso mehr, als dass für mich Gorbatschow so etwas wie der Held war, der den Eisernen Vorhang hinunterriß und die Wiedervereinigung Deutschlands ermöglichte. Versetzt man sich in die russische Position und macht sich die bis heute andauernden Auswirkungen der wilden 90er Jahre und des Zerfalls jeglicher staatlicher Strukturen bis zu Putins Amtsantritt bewusst, wird schnell deutlich, worin die Gründe für diese Meinungsunterschiede liegen. Ohne die Erfahrungen, die ich durch die Arbeit im Kinderzentrum und mit den Obdachlosen

im Laufe des Jahres in Wolgograd gesammelt habe, hätte ich vermutlich niemals dieses Verständnis aufbauen können, weil vor allem junge Menschen meines Alters in Deutschland sieht man die bis heute sichtbaren Auswirkungen nur schwer vorstellen können.

Kulturelle Verständigung – neben der Wohltätigkeit der größte Erfolg des FDA

Das oben genannte Beispiel ist nur eines von vielen Themen, bei denen sich mein Verständnis verändert hat. Natürlich gibt es immer noch Themen, die in mir Unverständnis hervorrufen. Aus meiner Sicht ist es aber wichtiger, dass das gewonnene Verständnis überwiegt und sich daraus eine freundschaftliche, vorurteilsfreie Beziehung zwischen unseren Kulturen entwickeln kann, in denen dann auch kritische Sachen angesprochen werden können und müssen. Diese kulturelle Verständigung ist, neben der wohltätigen Arbeit vor Ort, wohl einer der größten Erfolge, die das Bistum Osnabrück und die Caritas im Rahmen des FDA für sich verbuchen kann!

Wie aus diesem Verständnis nicht nur eine Einstellung, sondern ein politisches Engagement heraus erwächst, durfte ich an anderer Stelle miterleben: im VII. Deutsch-Russischen Jugendparlament 2011. Das Jugendparlament findet jährlich parallel zum St. Petersburger Dialog und den Regierungskonsultationen zwischen Deutschland und Russland statt. Es bietet jeweils 25 russischen und

deutschen Jugendlichen die Möglichkeit des Austausches und der Diskussion aktueller Themen, die für die Jugend von Bedeutung sind. Das Parlament tagte zu dem Thema: „Die Jugend – ein dynamischer Ideengeber in den deutsch-russischen Beziehungen“. Im Landtag zu Hannover wählten die Jugendparlamentarier mich zu ihrem deutschen Präsidenten und übertrugen mir somit die Verantwortung, das Parlament zusammen mit meinem russischen Ko-Präsidenten zu leiten und nach außen zu vertreten.

Im Jugendparlament

In vier Ausschüssen, die sich unter anderem mit dem Beitrag der Jugend an gesellschaftlichen Prozessen oder dem Austausch als Motor der Modernisierung auseinandersetzten, erarbeiteten wir ein siebenseitiges Ergebnisprotokoll, das wir Bundeskanzlerin Merkel und dem damaligen russischen Präsidenten Medwedew zukommen ließen. Zudem erhielten mein russischer Kollege und ich die Möglichkeit, in der Podiumsdiskussion des Petersburger Dialogs mit dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Subkov und dem ehemaligen DDR-Ministerpräsidenten Lothar de Maizière unsere wichtigsten Anliegen den Teilnehmern des Dialogs vorzustellen und auf deren Nachfragen einzugehen. Besonderer Schwerpunkt lag – wie bereits in den Jahren zuvor – auf den fehlenden Visaerleichterungen, die auch im Rahmen des FDA immer wieder zu Komplikationen führten.



Nach getaner Arbeit lädt Pater Josef (rechts) seine fleißigen Helfer zum gemeinschaftlichen Mittagessen ein. Unter ihnen auch Christian Rählmann (3. v. rechts). Foto: privat.

Mich persönlich stellte die Arbeit als Präsident vor eine große Herausforderung, da ich bis dahin noch keine Erfahrungen in parlamentarischer Arbeit sammeln konnte und diese zudem zweisprachig auf Russisch und Deutsch stattfand. Gleichzeitig war es für mich auch eine Herzensangelegenheit, da ich mich seit meinem freiwilligen Jahr sehr stark mit Russland verbunden fühle und mir daher die deutsch-russischen Beziehungen überaus wichtig sind. Dass es für die anderen Parlamentarier

auch eine Herzensangelegenheit war, wurde in den immer wieder hitzig und manchmal auch laut geführten Diskussionen deutlich. Dennoch haben wir fast immer eine gemeinsame Position gefunden und ich bin überzeugt, dass es auch daran lag, dass viele von uns für längere Zeit in dem anderen Land gelebt haben und somit das oben bereits angesprochene Verständnis und die Offenheit mitbrachten. Wie viel das Bistum Osnabrück langfristig zum kulturellen Austausch beiträgt, sieht man an

den fünf anderen ehemaligen Freiwilligen des Bistums Osnabrück, die seit 2012 am Parlament teilgenommen und sich somit auch nach ihrem Jahr in den deutsch-russischen Beziehungen engagiert haben.

War ich damals über meinen Einsatzort geschockt, so weiß ich nun nach all diesen unvergesslichen Erfahrungen, wie ich jetzt auf die Bekanntgabe des Einsatzortes antworten würde: Christian ... Wolgograd, Russland! ... Russland, ja, ich auf jeden Fall!

„Warte auf mich“ oder eine Reise in die Vergangenheit

Die Russlanddeutsche Svetlana Fuks verbrachte 2004 ihren Freiwilligendienst im Ausland in St. Petersburg. Dieses Jahr hat ihr Leben wie sie sagt „auf den Kopf gestellt“. Mittlerweile ist sie verheiratet und hat zwei Kinder. St. Petersburg war in den letzten Jahren weit in die Vergangenheit gerückt – bis sie einen Anruf bekam.

von Svetlana Fuks

Eine kleine Reise in die Vergangenheit - wer kennt das? Hat das schon mal jemand gemacht? Ich glaube, ich schon. Eines Tages, im März 2012, acht Jahre nach meinem Einsatz in Russland, holte mich die Vergangenheit ein. Eine Mail, gesendet von Vadim Antonov, damals Mitarbeiter der Caritas St. Petersburg: „Liebe Svetlana, frohe Ostern, wir haben eine Anfrage zu dir bekommen, aus der TV-Sendung *Warte auf mich*“.



Meine Güte, die gibt es noch? Ich habe diese Sendung geschaut, als ich noch in Russland gelebt habe, also vor Ewigkeiten! Jemand hätte sich an diese TV-Show gewandt, um mich zu finden, stand in der Mail. Hier bitte schön, eine Telefonnummer der Redakteurin in Moskau. Natürlich habe ich angerufen!
Ich: Hallo, ich heiße Svetlana Fuks, ich habe neulich erfahren, dass mich jemand in Russland sucht...
Sie: Hurra! Toll, dass sie anrufen! Wir haben sie endlich gefunden! Wo sind Sie jetzt?
Wir konnten Sie weder in St. Petersburg noch in Deutschland finden!

Ich: Lange Geschichte, aber ich lebe jetzt in Slowenien.

Sie: Haben sie denn eine Ahnung, wer sie sucht?

Ich: Hmm, ja, ich glaub schon. Alesja?

Sie: Jaaaaa! Toll, dann stimmt das alles, was Alesja uns von Ihnen erzählt hat?! Dass Sie 2004-2005 Alesja und andere Mädchen in einer Untersuchungshaft regelmäßig besucht und ihnen geholfen haben, und das alles auf einer freiwilligen Basis, als Volontär?

Ich: Das stimmt.

Sie: Ich bin ja soooo froh, dass Sie sich bei uns gemeldet haben! Alesja sucht Sie schon seit Jahren! Sie wandte sich schließ-

lich an unsere Sendung, um Sie zu finden. Um Ihnen noch mal Danke zu sagen. Dafür, dass Sie ihr Hoffnung auf weiteres Leben gegeben haben und den sehnlichsten Wunsch, den Kontakt zu ihrer Familie, ermöglicht haben. Wir werden Sie so schnell wie möglich zu unserer TV-Sendung einladen. Vielleicht klappt es schon zu dem nächsten Dreh im April?

Ich: Ich weiß nicht, ob es klappt, ich habe erst vor ein paar Monaten mein zweites Baby bekommen und die Kleine hat noch keine russische Staatsangehörigkeit, dann braucht sie ja eine offizielle Einladung und ein Visum und Gott weiß, was

noch alles...

Sie: Wir sehen, was wir machen können, ich rufe Sie morgen an! – Sie hat angerufen und wir haben eine Stunde gesprochen. Sie wollte alles über mich und mein Jahr in St. Petersburg wissen. Warum ich da war, was ich gemacht habe, warum ich das gemacht habe? Freiwillige soziale Arbeit ist kein sehr bekanntes Feld in Russland...

Ich bringe die frische Luft, die Sonne, die Gitarre, die Kekse

Das war meine erste Reise in die Vergangenheit: Erinnerungen, manche schon in Vergessenheit geraten, kamen hoch. Ich stehe wieder da, vor diesem unfreundlichen Zaun vor dem St. Petersburger Untersuchungsgefängnis, unterhalte mich mit den katholischen Schwestern, die auch regelmäßig hierhin kommen, um den inhaftierten Frauen seelischen Beistand zu leisten, wie sie es nennen.

Die Schwestern leiten ein Haus für kranke Obdachlose, sie retten Menschen und Menschen-seelen, ich bewundere sie. Wir warten darauf, eingelassen zu werden. Dann sehe ich sie endlich wieder – meine Mädchen, so unterschiedlich und doch so gleich in ihrem Leid – eingesperrt in ihren Zellen hinter einem hohen Zaun. Sie alle warten auf ihr Urteil oder verbüßen ihre Strafe. Bestraft sind sie alle – die Isolation, die Ungewissheit, die Angst, die Rohheiten, die Langeweile, die Wut, die Pubertät. Diese Mischung verteilt auf einen kleinen Raum, macht manchmal die Luft so geladen, dass ich jedes Molekül zu spüren fühle. Ich komme für ei-

ne Stunde hierhin, sie sind die ganze Zeit da, manche schon seit Jahren. Ich bringe ihnen die frische Luft, die Kälte, die Sonne, die Gitarre und die Lieder, die Abwechslung, die Kekse, meine Fotokamera und die Fotos, einen Gruß von den Lieben da draußen... (s. Foto S. 25, Ottmar Steffan). Eine Hoffnung, ich hoffe.

Als ich Alesja zum ersten Mal sah und ihre Geschichte hörte, wusste ich sofort, dass ich ihr helfen werde. Gott weiß wie. Ich schloss dieses 17-jährige Mädels aus Weißrussland sofort ins Herz. Aus einer Abenteuerlust heraus ist sie von zu Hause weggelaufen, in die Stadt der weißen Nächte, in das neue Erwachsenenleben. Aus einem Abenteuer wurde ein Alptraum – der Versuch einer Vergewaltigung, die Wut, das Greifen zum Messer, die Verletzung, die Inhaftierung, das Ende. Ohne Geld konnte sie nicht viel tun. Der Bruder des Verletzten verlangte 5000 Dollar für eine Rücknahme der Anklage. Einen Anwalt konnte sie nicht bezahlen. Sie bekam vier Jahre Haft. Das einzige, was ich für sie tun konnte, war, ihre Mutter in einem kleinen weißrussischen Dorf aufzusuchen und ihr persönlich zu sagen, dass Alesja sie sehr vermisst und um Verzeihung bittet.

Das Wiedersehen

Meine zweite Reise in die Vergangenheit folgte ein paar Monate später.

Im Juni 2012 bin ich mit meiner fünf Monate alten Tochter nach Minsk geflogen. Alesja wurde auch zu der Sendung eingeladen, sie wusste jedoch nicht,

dass ich komme. So bleibt die Spannung bei dieser Sendung immer bei einhundert Prozent.

Wie soll ich nun unser Wiedersehen beschreiben? Ich will es nicht, um ehrlich zu sein. Ich glaube, jeder kann sich das Feuerwerk unserer Gefühle vorstellen.

Ich blieb einige Tage in Minsk. Wir haben uns nochmal getroffen, sind spazieren gegangen und haben viel, viel geredet. Sie wollte alles über mich und meine Kinder wissen. Sie ist jetzt auch verheiratet und hat eine kleine Tochter. Sie erzählte viel von ihrem Leben nach der Haft. Von den vier Jahren davor hat sie nicht besonders viel erzählt. Ich fragte auch nicht viel – wenn sie davon sprach, veränderte sich ihre Sprache, Intonation und Mimik. Und dann freute ich mich wirklich, dass sie das alles gut überstanden und ihre Lebensenergie und die Hoffnung nicht verloren hatte. Und dass ich ihr dabei geholfen habe.

Wir haben seitdem Kontakt per skype und rufen uns hin und wieder an. Hoffentlich können wir uns bald wiedersehen. Welche Rolle ich wirklich in ihrem Leben spiele, habe ich erst später begriffen – bei einem unserer skype-Gespräche zeigte sie mir einen Fotorahmen mit drei Fotos: In der Mitte ihre süße Tochter, rechts und links meine Kinder! Meine Kinder, deren Fotos ich ihr bei unserem Treffen mitgebracht hatte, haben einen Ehrenplatz in ihrem Haus. Und ich bin mir sicher – auch in ihrem Herzen.

PS: Unser Wiedersehen auf:
http://poisk.vid.ru/?p=2&do=showair&id_sub=19912



Svetlana leitet seit sechs Jahren das Familienhaus der Gemeinschaft Johannes XXIII. in Astrachan, Anzhelika (links) lebt seit vielen Jahren dort. Anke Luislampe aus Wettrup (rechts) lebte ein Jahr mit in der Familiengemeinschaft. Foto: privat.

Eine große Familie, in die die Freiwilligen mit der Zeit hineinwachsen

Welche Erfahrungen machen die Russen mit den Freiwilligen? - Anke Luislampe war 2010/2011 als Freiwillige in der Familiengemeinschaft Johannes XXIII. in Astrachan. Jetzt nach drei Jahren hat sie mit der Leiterin des Familienhauses „Svetlana“ ein Interview geführt.

von Anke Luislampe

Svetlana Kostanjan kommt gebürtig aus Armenien, lebt aber schon lange in Astrachan, wo sie seit etwa sechs Jahren das Familienhaus „Svetlana“ leitet. Die weiteren Familienmitglieder in diesem Haus sind Ruslan (10), Ainagul, (13), Anzhelika (18, gehörlos und geistig behindert) und Svetlanas lieblicher Sohn Albert (22, geistig be-

hindert). Diese bunte Familie lebt und arbeitet im Sinne der italienischen Gemeinschaft Johannes XXIII. zusammen und wird von dieser Gemeinschaft unterstützt.

Anke: Svetlana, Du hast in den letzten Jahren mit Freiwilligen gearbeitet und sie in deinem Haus aufgenommen – wie kam

es dazu, dass Du Freiwillige im Haus aufgenommen hast?

Svetlana: Das ist eine lange Geschichte, die vor meiner Zeit hier in Astrachan anfangt. Den Grundstein der Freiwilligenarbeit in Astrachan hat Alberta Declara gelegt, die vor etwa 20 Jahren aus Italien nach Russland gekommen ist, um hier ein Familienhaus der italienischen Gemeinschaft Johannes XXII.

zu gründen. Als sie mit ihrer ‚Familie‘ nach Elista zog, habe ich die Verantwortung für dieses Haus übernommen und die Freiwilligenstelle aus Deutschland quasi „geerbt“. In diesem Jahr konnte zum September kein neuer Freiwilliger vom Bistum Osnabrück entsandt werden, aber mit etwas Glück wird Ende März ein italienischer Freiwilliger zu uns kommen. Auch in den anderen Familienhäusern der Gemeinschaft leben und arbeiten oft italienische Freiwillige.

Anke: Welche Bedeutung hat die Arbeit der Freiwilligen im Familienhaus Deiner Meinung nach?

Svetlana: Ich finde es wichtig, dass man sich mit der Zeit verstehen lernt. Die Freiwilligen realisieren erst nach einer gewissen Zeit, wo sie überhaupt gelandet sind. Man kann sagen,

dass sich die meisten nach etwa einem halben Jahr eingelebt haben. Die Freiwilligen leben hier nach anderen Regeln, als sie es von zuhause gewöhnt sind. Grundlegend finde ich dabei, dass sie gut mit den Kindern zurechtkommen und dass sie mit ihnen einen guten Umgang finden. Wir leben hier wie eine große Familie, in die die Freiwilligen mit der Zeit hineinwachsen. Woher die einzelnen Mitglieder dieser Familie kommen, wie sie aussehen, welche Voraussetzungen sie mitbringen und von welcher Nationalität sie sind, spielt dabei keine Rolle. Die Hauptsache ist, dass wir uns untereinander helfen und verstehen. Also ist die größte Aufgabe der Freiwilligen, sich gut zu integrieren.

Anke: Wie geht es Dir damit, dass die Freiwilligen jährlich wechseln?

Svetlana: Das finde ich persönlich sehr schwierig. Ein großes Problem ist dabei die Sprache. Meine Muttersprache ist Armenisch. Russisch spreche ich ebenfalls fließend, aber Englisch kann ich leider nicht. Die Freiwilligen können zum Anfang ihres Jahres häufig nur ein paar Brocken Russisch und das macht die Sache um einiges schwieriger. Trotz allem muss man irgendwie versuchen, auf eine Ebene zu kommen und das ist ja meistens nicht nur ein sprachliches Problem. Schließlich sind die Freiwilligen vom Charakter und ihren persönlichen Hintergründen auch total verschieden und man muss sich in jedem Jahr neu eingewöhnen. Bisher hat das immer irgendwie geklappt, aber bis man erst soweit ist, dass man sich richtig gut aufeinander eingestellt hat, bleibt häufig nicht mehr so viel Zeit übrig und es kommt schon



Ankes „Geschwister auf Zeit“: (v. links n. rechts) Ainagul und Ruslan, sind leibliche Geschwister – früher lebten sie auf der Straße; Svetlana, die Hausmutter; Anzhelika kam schon als kleines Kind mit einer geistigen Behinderung und gehörlos in die Gemeinschaft; Albert, ebenfalls mit einer geistigen Behinderung geboren, ist Svetlanas leiblicher Sohn. Foto: Anke Luislampe.

wieder jemand Neues. Das ist definitiv eine große Schwierigkeit.

Anke: Welche Chancen entstehen für Euch und für die Freiwilligen, wenn sie in eins der Familienhäuser kommen?

Svetlana: Die Freiwilligen sind für mich eine große Unterstützung. Sie helfen meist bei alltäglichen Dingen wie beim Einkauf und im Haushalt. Zudem können sie die Kinder zum Beispiel zur Schule bringen und wieder abholen und auch Anzhelika braucht für ihren Weg zum Unterricht unbedingt eine Begleitung. Auch ist es wichtig für mich zu wissen, dass jemand da ist, mit dem ich die Kinder allein lassen kann, ohne mir Sorgen machen zu müssen. Ganz allein kann ich die Kinder nur sehr schlecht zurücklassen, weil sie sich sonst schnell Sorgen machen, wann ich wieder nach Hause komme, und ob alles in Ordnung ist. Das ist vor allem bei Albert und Anzhelika der Fall. Da spielt für mich das Vertrauen zu den Freiwilligen eine große Rolle. Ich wünsche mir für die Kinder und für die Freiwilligen, dass sie eine gute Beziehung untereinander aufbauen können. Denn mit den Freiwilligen können sie zum Beispiel auch Ausflüge in die Stadt machen. Außerdem lernen die Kinder von den Freiwilligen und auch andersherum können die Freiwilligen vieles von und mit den Kindern lernen.

Anke: Hat sich bei Dir ein bestimmtes „Deutschlandbild“ entwickelt oder haben sich bestimmte Vorurteile bestätigt bzw. widerlegt?



Ein bisschen Spaß muss sein! Foto: privat.

Svetlana: Am Anfang habe ich mich ein wenig dafür geschämt, wie wir leben. Ich meine, ich bin sehr zufrieden mit unserer Lebenssituation, uns geht es hier sehr gut und die Regeln und Umstände an sich sind klar und kaum zu ändern. Aber wenn man mitbekommt, wie zum Beispiel die Häuser und die Straßen in Deutschland aussehen, ist das schon ein sehr deutlicher Unterschied. Auch die Werte unterscheiden sich manchmal recht stark. Bei uns wäre es zum Beispiel unvorstellbar, dass jemand nur für sich allein kocht und sich dann allein an den Tisch setzt, ohne an die anderen zu denken. Beim Essen sitzen immer alle gemeinsam am Tisch. Das ist etwas, das unser Familienleben ausmacht. Das ist in einigen Familien der Freiwilligen offenbar anders.

Anke: Was würdest du an dem System der Freiwilligenarbeit ändern?

Svetlana: Ich würde mir wünschen, dass die Freiwilligen

schon besser Russisch sprechen könnten, wenn sie nach Astrachan kommen. Die Sprache ist wirklich sehr wichtig, aber das meiste lernt man wohl nur mit der Zeit. Im Laufe des jeweiligen Jahres verändert sich aber auch vieles und bisher bin ich mit den Freiwilligen immer auf einen guten gemeinsamen Weg gekommen. Auch wenn es immer wieder Schwierigkeiten gibt. Zudem fände ich es gut, wenn die Freiwilligen schon im Vorfeld mehr über die Gemeinschaft Johannes XXIII. lernen und wissen würden. Für mich ist es sehr wichtig, dass unter allen Hausbewohnern ein familiärer Zusammenhalt besteht, dass man gemeinsam etwas unternimmt und dass man sich gut aufeinander einstellt. Im Vergleich zu dem, was die Freiwilligen kennen, haben sie hier dann nicht mehr ganz so viele Freiheiten. Darauf müssen sie sich einstellen.

Zur Gemeinschaft Johannes XXIII. siehe Seite 17.

Ich bin sehr froh, hier gelandet zu sein!

Lena Rehaag ging nach ihrem in Osnabrück abgeschlossenen Sozialarbeitsstudium für ein Jahr nach Russland. Die gebürtige Hamburgerin schrieb im Pfarrbrief ihrer katholischen Heimatgemeinde über ihren gegenwärtigen Freiwilligendienst in Novosibirsk. Daraufhin fragte die Journalistin Monika Sendker, ob sie mit ihr für die Hamburger Neue Kirchenzeitung ein Interview über ihren Freiwilligendienst führen könne.

von Monika Sendker (erschieden am 30. März 2014 in der Hamburger Neuen Kirchenzeitung)

Hamburg/Novosibirsk. Ein Jahr Sibirien: Lena Rehaag aus der Gemeinde Mariä Himmelfahrt in Rahlstedt hat es über das Programm „Freiwillige Dienste im Ausland“ (FDA) nach Novosibirsk verschlagen. Im Interview erzählt sie von ihrem neuen Leben.

Wie sind Sie nach Novosibirsk gekommen?

Ich habe in Osnabrück Soziale Arbeit studiert und wollte nach dem Studium gerne für ein Jahr einen Freiwilligendienst im Ausland machen. Von Freunden hatte ich von dem FDA-Programm gehört. Das Bistum Osnabrück entsendet jedes Jahr etwa 30 Freiwillige in die ganze Welt.

Ich war offen für jedes Land, hatte aber große Lust, eine neue Sprache zu lernen.

Bei der Bewerbung konnte man Länderwünsche angeben, letztendlich wird das Land aber vom FDA-Team zugeteilt. So kam ich nach Novosibirsk, auf die östlichste der Russlandstellen. Und ich bin sehr froh, hier gelandet zu sein!

Was sind Ihre Aufgaben?

Ich wohne und arbeite bei der

Caritas. Die Caritas hat verschiedene Projekte, in einigen arbeite ich mit. So ist hier zum Beispiel das Diözesanbüro der Caritas für das ganze Bistum Westsibirien. Dort arbeite ich im Archiv und helfe der Dolmetscherin, die Berichte für Partnerorganisationen ins Deutsche zu übersetzen. Ich bin immer wieder beeindruckt, mit wie vielen verschiedenen Projekten die Caritas die Menschen hier unterstützt.

Einen Tag in der Woche arbeite ich im Mutter-Kind-Heim „St. Sofia“. Dort wohnen Schwangere und Mütter, die sich zu Hause in Krisensituationen befunden haben. Ich kümmere mich um die Kinder, während die Mütter zum Beispiel bei der Psychologin sind.

Am liebsten arbeite ich im Kinderheim „St. Nikolaus“, wo ich drei Mal die Woche bin. Im Moment leben dort um die 35 Kinder. Viele von ihnen sind Sozialwaisen. Das heißt, dass sie noch Eltern haben, diesen jedoch das Sorgerecht entzogen wurde, zum Beispiel wegen Alkohol- oder Drogenkonsums oder weil sie im Gefängnis sitzen. Die Kinder leben im Heim in Gruppen nach dem Alter. Ich helfe bei jüngsten Kindern mit, den Drei- bis Siebenjährigen.



Lena Rehaag. Foto: Bistum OS

Auf dem Gelände leben auch fünf Schwestern vom Orden der heiligen Elisabeth, die größtenteils im Kinderheim arbeiten.

Außerdem gibt es einen Kinderklub – quasi ein Treff für Kinder und Jugendliche aus der Nachbarschaft, um die sich zu Hause niemand kümmert. Im Klub bekommen sie zwei Mahlzeiten, Hilfe bei den Hausaufgaben und lernen Grundlegendes wie Kochen und einen wertschätzenden Umgang miteinander. Etwa die Hälfte der Kinder stammt aus Migrantenfamilien und spricht kaum Russisch. Seit kurzem gibt es darum eine Russischlehrerin, die mit den Kindern übt, damit sie zur Schule gehen können.



Lena Rehaag nach einer Schneeballschlacht mit Kindern des Kinderheims „St. Nikolaus“. Foto: privat.

Die Projekte befinden sich alle auf einem Gelände, das am Stadtrand von Novosibirsk liegt, in einem Viertel mit vielen sozialen Problemen. Dort gibt es auch drei Gästezimmer. In einem wohne ich – also mittendrin.

Wie kalt ist es gerade in Sibirien?

Bei Sibirien denkt man wahrscheinlich sofort an eisige Kälte. Normalerweise werden es im Winter bis zu minus 40 Grad Celsius. Mein Winter war relativ mild. Das Kälteste, was ich erlebt habe, waren minus 30 Grad. Durch das kontinentale Klima ist die Kälte eher trocken, so dass es sich mit einer Strumpfhose, warmen Schuhen und einem dicken Mantel gut aushalten lässt. Ich freue mich auf den Frühling und Sommer.

Der Sommer wird hier übrigens richtig warm.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

In der Woche arbeite ich viel, und wenn ich im Kinderheim bin, bis abends. Aber am Wochenende genieße ich es, ein bisschen raus zu kommen. Man kann in Novosibirsk, der drittgrößten Stadt Russlands, sehr viel unternehmen. Natürlich kann man ins Kino gehen, ins Theater oder ins Ballett. Bei Schnee kann man auch gut Skilaufen und Schlittenfahren. Problematisch ist nur, dass die Caritas am Stadtrand liegt, und die Straßenbahnen nur bis 22 Uhr fahren. Aber wenn es später wird, kann ich ein Taxi nehmen. Mir gefällt auch die russische Küche sehr gut. Mein russisches Lieblingsessen sind Blinis, also Pfannkuchen.

Olympische Winterspiele in Sotschi, der Konflikt mit der Ukraine: Bekommen Sie von der politischen Weltlage etwas mit?

Die Winterspiele und die Vorgänge in der Ukraine habe ich hauptsächlich über deutsche Nachrichten verfolgt. Die Winterspiele habe ich in meinem Umfeld als großes Sportereignis wahrgenommen.

Beim Essen wurde oft über die letzten Ergebnisse geredet. Allerdings sind meine Russischkenntnisse nicht so weitreichend, dass ich mich gut über politische Themen unterhalten könnte. Bei den Konflikten in der Ukraine sind die meisten Leute in meinem Umfeld eher gegen Russlands Vorgehen auf der Krim.

Das Kreuz der Kinder

Verena Telscher verbrachte ihren Freiwilligendienst 2011/2012 in Tscheljabinsk. Sie half im Projekt der häuslichen Krankenpflege. Besonders gerne arbeitete sie mit den Kindern im Kinderzentrum und im Mutter-Kind-Heim der Caritas.

von Verena Telscher

Als ich Sascha kennenlerne, ist er 13 Monate alt. Mit seiner Mutter Irina (20) lebt er im Mutter-Kind-Heim in Tscheljabinsk. Sascha ist ein fröhlicher und aufgeweckter kleiner Junge, der mit seinen leuchtenden Augen die Welt anstrahlt. Dass er jedoch überhaupt das Licht der Welt erblicken durfte, hat er seiner Mama zu verdanken, für die es von Beginn der Schwangerschaft an klar war, ihr Kind zu bekommen.

Als sie von der Schwangerschaft erfährt, hofft Irina, eine eigene Familie gründen zu können – eine Familie, die sie niemals hatte. Als Irina ihrem Freund erzählt, dass sie schwanger ist, stellt er sie vor die Wahl, eine Abtreibung vornehmen zu lassen oder sich von ihr zu trennen. Irina ist von ihrem Freund, der täglich bis zu zwei Flaschen Wodka trinkt und ihr gegenüber mehrmals gewalttätig wurde, finanziell abhängig. Irina entscheidet sich dennoch für das Kind. Damit steht sie auf der Straße – ohne jegliche Zukunftsperspektiven. Mit ihrem letzten Geld und von nun an auf sich alleine gestellt, mietet sie sich nach dem Rauswurf bei ihrem Freund ein eigenes kleines Zimmer. Als Irina im 8. Monat ist, gehen ihr die finanziellen Mittel aus; der Vermieter kündigt ihr.

Hochschwanger sucht sie Hilfe bei ihrer Mutter, die ihr ebenfalls einzureden versucht, das Kind nicht zu behalten. Sie darf bei ihr einziehen. Nach der Geburt ihres Sohnes, wohnt sie noch fast ein halbes Jahr bei ihrer Mutter – bis auch diese ihre Tochter und ihren Enkel auf die Straße setzt.

Irina ist kurz davor, ihren Sohn in eines der staatlichen Kinderheime zu geben, um ihm ein Dach über den Kopf zu ermöglichen, als sie von Mitarbeiterinnen der Caritas auf das Mutter-Kind-Heim aufmerksam gemacht wird. Dort findet sie mit Sascha Unterschlupf.

Rettung in letzter Sekunde

Irina kann von nun an nach vorne blicken. Zwar weiß sie immer noch nicht, wie es weitergehen soll, doch sie hat nun die Ruhe und die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Während ich mich mit Irina über all dies unterhalte, stehen uns beiden die Tränen in den Augen. Ich kann es nicht glauben, was diese junge Frau auf sich genommen hat, um ihrem Kind das Leben zu schenken. Es ist kaum in Worte zu fassen, was für Gefühle in diesem Moment in einem aufkommen. Sascha hat das Glück, eine fürsorgliche und liebevolle Mama zu haben.



Verena Telscher. Foto: Bistum OS.

Ich habe leider auch viele russische Kinder kennengelernt, die nicht in dieser glücklichen Situation sind. Nicht selten leben sie in einem der völlig überfüllten Kinderheime oder in zerrütteten Familienverhältnissen, in denen Alkohol und Drogen eine viel zu große Rolle spielen. Zukunftsperspektiven haben die wenigstens.

Ich bin sehr froh, Irina und Sascha kennengelernt zu haben und hoffe, dass die beiden als kleine Familie durchs Leben gehen können und Sascha durch den Halt seiner Mutter das Leuchten in seinen Augen so lange wie eben möglich behält. Ich wünsche dem kleinen Sascha und allen anderen Kinder, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, eine Kindheit voller Geborgenheit, um die oftmals harte und kalte Welt aushalten zu können.

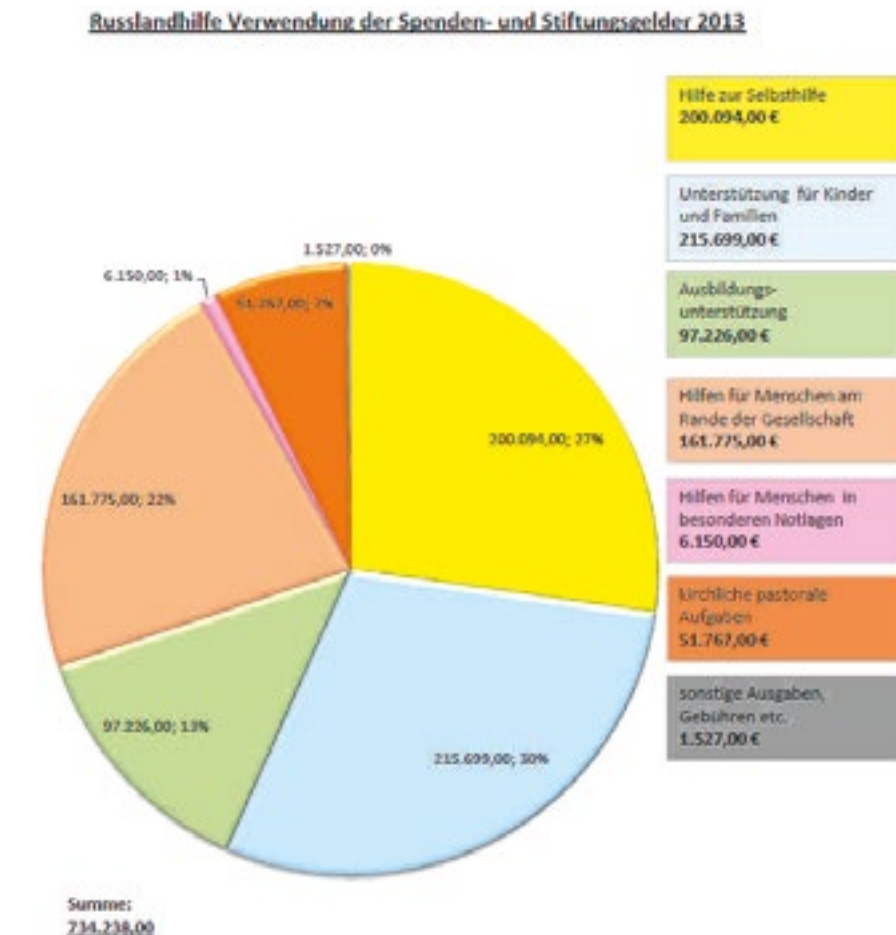
Über 700.000 Euro im Jahr 2013 für Projekte in Russland

Privatspenden in Höhe von rund 143.000 Euro, knapp 600.000 Euro Stiftungsgelder

von Sabine Hahn

Über 700.000 Euro konnte „Eine Kuh für Marx“ in 2013 für bedürftige Menschen in Russland zur Verfügung stellen. Unterstützt und gefördert wurden Projekte von Caritas und Kirchengemeinden, die Kindern und Familien in besonderen Notlagen sowie alten und kranken Menschen, Menschen mit Behinderung und Obdachlosen eine Hilfe in der Not sind.

Im letzten Jahr konnten 200.094 Euro für Projekte in der „Hilfe zur Selbsthilfe“ verwendet werden. Darunter fallen das Kuhprojekt und Hilfsprojekte für Familien sowie die Unterstützung der beiden Diözesancaritasverbände in Novosibirsk und Saratow, mit dem Ziel, ihre Arbeit auch für die Zukunft sicherzustellen: Ihre Sozialarbeit hat Modellcharakter und wird auch von staatlichen Stellen zunehmend geschätzt. Detaillierte Angaben über die Auswirkungen der sozialen Arbeit der russischen Caritas sind unverzichtbar für eine langfristige Finanzierung aus lokalen Quellen. Nur so kann sich die Caritas als kompetenter Partner für den Staat und andere Organisationen ausweisen. So stellte eine Stiftung für die beiden Verbände in den Diözesen Südrussland und Westsibirien ein Dokumentationssystem bereit.

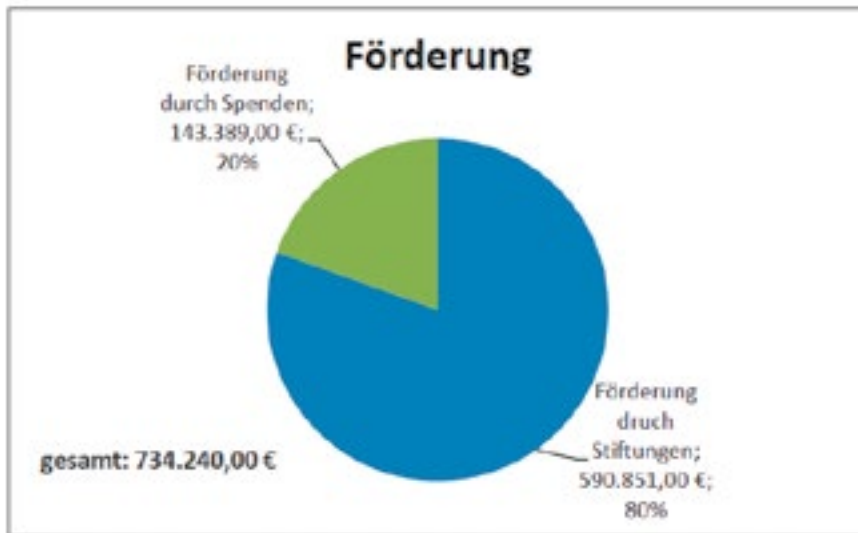


17.800 Euro der „Hilfe zur Selbsthilfe“ flossen in das Kuhprojekt, mit dem 20 bedürftigen Familien im Omsker Oblast in Sibirien geholfen werden konnte. Dort startete das Projekt im Jahr 2010: In den letzten Jahren haben dort 154 Familien Hilfe erhalten. 95 Familien erhielten eine Kuh und 59 Familien ein Kälbchen.

Knapp 10.000 Euro wurden von den Klosterbauern bei einem Einsatz im Sommer 2013 in Karaganda benötigt. Darin einge-

schlossen sind die Reisekosten. Wir haben in der letzten Ausgabe von „Eine Kuh für Marx“ ausführlich über den Einsatz in Karaganda berichtet.

Zu den knapp 215.699 Euro für die Unterstützung von Kindern und Familien zählen die Kinderzentren in Sibirien und Südrussland, das Kinderheim in Novosibirsk sowie das Projekt „Mutter und Kind“ in St. Petersburg. Die Kinder- und Familieneinrichtungen in Sibirien und St. Petersburg werden nicht nur



SPES VIVA, die Kleiderkammer in der Heilig Kreuz Gemeinde in Osnabrück-Schinkel und Einzelpersonen schafften die finanziellen Rahmenbedingungen für dieses Projekt.

Die Hilfe für Menschen in besonderen Notlagen mit 6.150 Euro kam Menschen zu Gute, die in besondere Not geraten und auf schnelle, unbürokratische Hilfe angewiesen waren.

Kirchlich-pastorale Aufgaben wurden mit 51.767 Euro unterstützt. Neben regelmäßigen Zuwendungen der Stiftung der Missionsschwestern vom Hl. Namens Mariens (Osnabrück) von 12.000 Euro an die Gemeinschaft der Dienerinnen Christi in Kazan und Uljanovsk, gehören hierzu auch regelmäßige Spenden von Privatpersonen an die Priester und Schwestern in Russland.

Die Verteilung der Spendengelder zeigt, dass auch neben der Unterstützung der professionellen Caritasarbeit die Direkthilfen unverzichtbar bleiben. Gerade die Spenden für bedürftige Familien nehmen auch nach über 10 Jahren Russlandhilfe einen festen Platz bei den Spendern ein.

mit Stiftungsgeldern, sondern auch dank Spenden einzelner Initiativgruppen und Privatpersonen aktiv unterstützt. So steuert beispielsweise der kath. Frauenbund Bremen zum Erhalt des Kinderzentrums in Slavjanka bei, während dem Mutter-Kind-Projekt der Caritas St. Petersburg in langjähriger Projektpartnerschaft durch die „Eine Welt Gruppe“ aus Hasbergen finanziell geholfen wird.

Die Ausbildungsunterstützung in Höhe von 97.226 Euro stammt ausschließlich von Stiftungen.

Neben der Weiterbildung und Qualifizierung von Mitarbeitern und Fachkräften in Projekten der Hauskrankenpflege in Sibirien, Sozialen Beratung und der Qualifizierung von Dozenten im Bereich Schwerbehindertenhilfe in St. Petersburg werden auch Schulkinder des katholischen Gymnasiums in Tomsk unterstützt.

Die Hilfen für Menschen am Rande der Gesellschaft von 161.775 Euro sind in Sibirien und St. Petersburg durch Stiftungsgelder, in Wolgograd durch Privatspenden ermöglicht worden.

Die Hilfe für obdachlose Menschen in Novosibirsk, Barnaul und Omsk beläuft sich auf über 74.000 Euro. Damit konnten über 24.000 Essen und 3.400 medizinische Behandlungen finanziert werden. Weitere Leistungen der Obdachlosenhilfe waren zudem die Beschaffung von Ausweisen, die Unterbringung in Heimen und Hilfe bei der Stellensuche.

In St. Petersburg wurde die Beratung von Menschen mit Suchterkrankungen durch das Caritasberatungszentrum für Suchtkranke mit 34.000 Euro und die Hilfe für die Tageseinrichtung für Menschen mit Behinderung, das „Dom Maletzki“, mit 20.000 Euro unterstützt. Für das Obdachlosenprojekt in Wolgograd, die Versorgung mit Lebensmitteln, medizinische Betreuung und Programme zur Rehabilitation in einem Obdachlosenheim gemeinsam mit lokalen staatlichen Trägern konnten 12.000 Euro bereitgestellt werden. Das Hauskrankenpflegeprojekt in Marx an der Wolga benötigte knapp 19.000 Euro, um die Betreuung Pflegebedürftiger im häuslichen Umfeld zu leisten.



Das neue Gebäude des Gymnasiums in Tomsk ist Garant für die Zukunft der Schule. Foto: Ottmar Steffan.

Das katholische Gymnasium in Tomsk ist für 12 Jahre staatlich akkreditiert

von Ottmar Steffan

Seit drei Jahren haben wir regelmäßig über die Entwicklung des katholischen Gymnasiums in Tomsk berichtet. Die Schule konnte ihre Zukunft nur mit Hilfe des auch von uns unterstützten Neubaus, der im letzten Jahr abgeschlossen werden konnte, absichern. Das besondere Konzept der Schule, die sich in Trägerschaft der katholischen

Kirchengemeinde Tomsk befindet, ist es, benachteiligte, lernschwache und als nicht beschulbar geltende Kinder aufzunehmen.

Als ich am Mittwoch den 19. März 2014 im Rahmen meiner Sibirien-Reise gemeinsam mit Pater Gracjan Piotrowski (Direktor der Caritas Sibirien) das katholische Gymnasium in Tomsk besuchte, war ich von

der Atmosphäre die im neuen Schulgebäude herrschte, sehr angetan. In den hellen Unterrichtsräumen, den Pausenhallen und der Schulküche herrschte eine ausgelassene und friedliche Stimmung. Schon bei meinen früheren Besuchen, damals noch in dem alten und von der Schulbehörde nicht mehr genehmigten Schulgebäude, war ich stets begeistert wie toll die Schulge-



Pater Stephan unterrichtet Englisch im neuen Schulgebäude. Foto: Ottmar Steffan.

meinschaft funktioniert und wie wohlwollend die Schüler untereinander und auch die Lehrer mit den Schülern umgehen. Pater Stephan Lipke, ein junger deutscher Jesuit, der seit über einem Jahr als Lehrer an der Schule tätig ist und Olga Pogonina, die Direktorin des Gymnasiums, waren bei unserem Besuch dennoch angespannt. In Kürze erwarteten sie die Entscheidung über die Akkreditierung der Schule. Gut vorbereitet und mit vielen Dokumenten hatten sie Anfang dieses Jahres den Antrag dafür gestellt. Ostermontag erhielt ich die erlösende Mail von Pater Stephan: „Frohe Ostern und gute Nachrichten“. Darin teilt Pater Stephan mit,

dass das Gymnasium in Tomsk am Karfreitag, den 18. April 2014, die staatliche Akkreditierung für 12 Jahre, also bis 2026, erhalten hat. Damit ist die Schule endlich berechtigt, die Schulabschlüsse im eigenen Hause vorzunehmen und staatliche Zuschüsse zu den laufenden Kosten zu erhalten. Diese Entscheidung ist in der Schulgemeinschaft mit Begeisterung aufgenommen worden. Und noch etwas ist bemerkenswert: Beim Neubau des Gymnasiums konnten die Kosten unter dem ursprünglich vorgesehenen Finanzansatz gehalten werden. So ist es möglich, die alte Busgarage, die zwischenzeitlich für das Kinderzentrum genutzt wurde,

nun mit den eingesparten Mitteln zu renovieren und zu erweitern, damit entsprechend der zwischenzeitlich neuen gesetzlichen Vorschriften die Grundschule in einem extra Gebäude untergebracht werden kann. Alle Beteiligten hoffen, dass das eingesparte Geld ausreicht.

Vor gut drei Jahren war die Zukunft des Gymnasiums noch Utopie. Heute lässt sich sagen, dass durch den mutigen Einsatz der damaligen Caritasdirektorin Sibiriens Schwester Elisabeth Jakubowitz und der Schuldirektorin Olga die Schule eine Zukunftsperspektive für 150 Schüler hat, mit der bis vor kurzem keiner rechnen konnte.



Hanifa und ihr Mann erhoffen sich in Russland ein neues Leben für ihre Familie. Foto: Ottmar Steffan.

Ohne Heizmaterial im sibirischen Winter – Wie geht das?

Besuch bei einer Flüchtlingsfamilie aus Kirgistan in Novosibirsk

von Ottmar Steffan

Eigentlich könnte die Caritas überall in Russland jeden Winter viele hilfsbedürftige Familien mit Heizmaterial versorgen. Das ist unmöglich und doch ab und zu sehr nötig.

Auf meiner Dienstreise im März 2014 nach Sibirien, besuchte ich mit unserem dortigen Caritas-

mitarbeiter Pjotr Sokolov und unserer Freiwilligen Lena Rehaag die Familie von Hanifa und ihrem Mann. Nachdem ihr Haus in Kirgistan bei einem der zahllosen Nationalitätenkonflikte zwischen Usbeken und Kirgisen zerstört wurde und die riesige Arbeitslosigkeit und Armut die Konflikte zwischen den ver-

schiedenen Nationalitäten weiter schürte, hat sich die Familie mit ihrem letzten Hab und Gut auf den Weg nach Sibirien gemacht, um dort eine neue Heimat zu finden. Die vier Mädchen Leila (16 Jahre), Ulja (13 Jahre), Aitschirok (8 Jahre) und Gulja (3 Jahre) leben mit ihrem älteren Bruder und ihren Eltern

in einer kleinen Hütte mit zwei Zimmern in einer Datscha-Siedlung. Der Vater arbeitet dort als Sicherheitsmann und so können sie dort wohnen. Da der Vater in der Siedlung nicht viel verdient, sucht er tagsüber weitere Arbeitsmöglichkeiten um etwas dazuzuverdienen. Im Herbst hatte er eine Arbeit als Straßenkehrer, allerdings arbeitete er ohne Vertrag. Als er nach zwei Monaten immer noch keinen Lohn erhalten hatte und sein Chef auch nicht beabsichtigte, ihn für die Arbeit zu bezahlen, beendete er diese Arbeit. Durch die Monate ohne Lohn hatte die Familie nicht genügend Geld, um ausreichend Heizmaterial für den Winter zu kaufen. Die vier Mädchen besuchten zu der Zeit bereits den Caritas-Kinderclub „Sternbild“, lernten dort Russisch und versuchen, sich durch Üben in allen Schulfächern auf das neue Schuljahr vorzubereiten. Auch Mutter Hanifa konnte im Kinderclub gemeinsam mit ihren Kindern Russisch lernen. Ihr Mann beherrscht Russisch, weil er früher als sowjetischer Soldat gedient hatte.

Schnelle Hilfe vor Ort

Von den vier Mädchen im Kinderclub erfuhr unser Caritaskollege Pjotr Anfang des Jahres auf Nachfrage, dass es zu Hause kalt sei. Von sich aus hätten sie nie davon erzählt. Aber Pjotr bohrte nach, machte einen Hausbesuch und merkte selbst, wie ausgekühlt die Hütte war. Der Vater schämte sich, ohne Vertrag und ohne Lohn gearbeitet zu haben, deshalb habe er nichts gesagt. Umgehend besorgte Pjotr über die Nothilfe

der Caritas Brennholz für den Rest des Winters. Jetzt ist es in der Hütte der Großfamilie endlich warm.

Die Beherrschung der Landessprache erleichtert ein einvernehmliches Miteinander

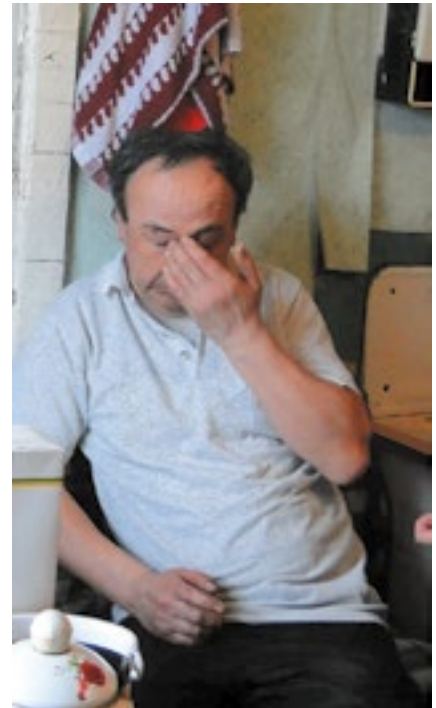
In vielen russischen Kinderzentren der Caritas steigt die Zahl der Migrantenkinder derzeit ständig an: Die Kinder brauchen qualifizierte Hilfe, um die russische Sprache zu erlernen, damit sie in die Schule gehen können. Die Caritas sucht deshalb in den Kinderzentren Mitarbeiterinnen, die ausländischen Kindern Russisch als Fremdsprache vermitteln und sie im Integrationsprozess begleiten können.

Für die Migrantenfamilien ist es selbstverständlich, dass sie sich beim monatlichen Hausputz in den Kinderzentren genauso engagieren wie bei der Organisation von Kinderfesten. Auf diese Weise bringen sie ihre tiefe Dankbarkeit zum Ausdruck.

Projektfinanzierung – Caritas belegt Platz drei

Vor kurzem konnte die Caritas Novosibirsk jubeln: Bei einem Projektwettbewerb Anfang des Jahres hatten sie das Projekt „Soziale Integration von Kindern aus Migrantenfamilien“ eingereicht. Erstmals hatte die Stadt die Entscheidung über die Projektfinanzierung von einer Abstimmung via Internet abhängig gemacht.

Die Caritas belegte den dritten Platz und bekommt nun für ein halbes Jahr in den beiden Kinderzentren in Novosibirsk den



Die schwierige Situation zerrt an den Kräften. Foto: Ottmar Steffan.

Russisch-Unterricht und die Schulvorbereitung für Migrantenkinder finanziert.

Notfallhilfe

Durch Arbeitslosigkeit, Krankheit, Wohnungsbrand, individuelle und gesellschaftliche Krisensituationen geraten viele Menschen in Russland in eine extreme soziale Notlage. Nicht alle haben die nötigen Ressourcen um die Krisen aus eigener Kraft zu überwinden. In Sozialberatungsstellen, Suppenküchen und Kleiderkammern der Caritas und vieler katholischen Gemeinden bekommen in not geratene Menschen emotionale und materielle Hilfe – einmalig oder für einen bestimmten Zeitraum.

Weitere Informationen:
[www.caritas-siberia.org/
besondere-notlagen.html](http://www.caritas-siberia.org/besondere-notlagen.html)



Eine-Welt-Kiosk zur Caritas-Kampagne

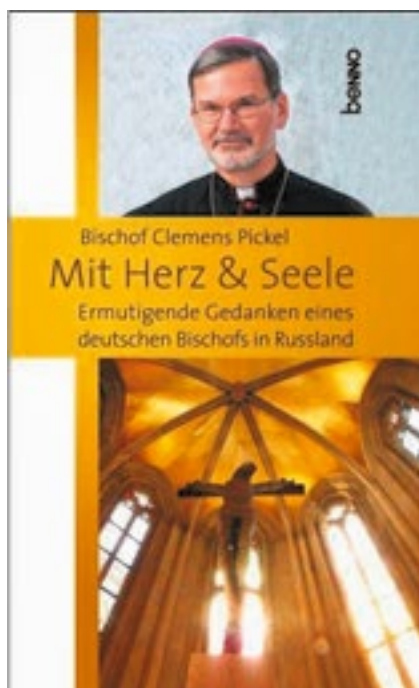
Im März hat der Caritasverband einen Eine-Welt-Kiosk zum Thema „Weit weg ist näher, als du denkst“ auf die Reise geschickt. An jedem neuen Ort des Bistums setzt er ein Zeichen für Fairen Handel und bewussten Konsum. Einrichtungen der Caritas können den Kiosk für Veranstaltungen oder Tagungen ausleihen. Im Sortiment sind unter anderem Schokolade, Kekse, Kaffee und Tee. Der Kauf von fair gehandelten Produkten hilft im Rahmen der diesjährigen Caritas-Kampagne nicht nur den Kleinbauern und Betrieben, die einen fairen Preis für ihre Produkte bekommen. Der Erlös aus dem Verkauf geht an „Eine Kuh für Marx“.

Neues Buch von Bischof Clemens Pickel

Seit 1999 wurde Bischof Pickel immer wieder gebeten, im Rundfunk das Wort zum Tage zu sprechen. Aus diesen Beiträ-

gen ist nun ein Buch entstanden:

„Ich wurde zum Lernenden“, beginnt Bischof Clemens sein neues Buch, in dem er nicht nur tief beeindruckende Erlebnisse schildert, sondern seinen geistlichen Erfahrungsschatz mit anderen teilt. Spannend zu lesen ist, wie er über die Gegebenheiten vor Ort berichtet und Geschichten von Menschen erzählt, die selbst nie die Möglichkeit haben werden, zu uns



zu sprechen. Wer Mut hat, kann selbst zum Lernenden werden.

Clemens Pickel: "Mit Herz & Seele", St. Benno-Verlag, Leipzig, 9,95 Euro.

Caritasbar mit russischen Fotografien

Von Tag zu Tag wurde es mit dem besser werdenden Wetter voller in der Russischen Bar von „Eine Kuh für Marx“ auf der Osnabrücker Maiwoche. Das Angebot reichte von herzhaften Piroggen bis zu Birken-saft, Kwas und schmackhaften russischen Biersorten.

Geschmückt wurde die Bar dieses Mal mit Fotos von Galina Schultz, unserer diesjährigen Freiwilligen aus Orsk, in unserem Wolga-Partnerbistum St. Clemens. Der Erlös aus dem Verkauf von Getränken und Speisen fließt in unsere Notfallhilfe-Projekte.



Wir über uns

Seit über 15 Jahren hat es sich die Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte unterstützt werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren

- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!



Das Team von „Eine Kuh für Marx“: Ottmar Steffan und Sabine Hahn.

Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortliche:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164
 osteffan@caritas-os.de
 Sabine Hahn, 0541/34978-167
 shahn@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Brigitte Lehnhoff

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des Überweisenden Kreditinstituts BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN **DE13265501050000235085**

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers

Spende

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Rußlandhilfe

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN **DE** **08**

Datum Unterschrift(en)

